Morgenzeitvertreib,

oder

kleine Erzählungen

von

Imbert.

Breslau und Leipzig,

bey Christian Friedrich Gutsch,

1784.

042854040

Staatl. Bibliothek
Passau

Wie der Liebhaber, so die Liebe.

Rosette war nicht älter als fünf Jahr; unstreitig war sie gebohren, um schön zu seyn; aber noch konnte man nicht sagen, daß sie es war: die Schönheit beginnt erst in dem Alter, in welchem das Herz der Liebe fähig ist. Rosette hatte die Gaben der Natur desto nöthiger, da das Glück nichts für sie gethan hatte. Sie lebte in dem Hause eines rechtschaffnen Mannes, dem sie von unbekannten Eltern anvertrauet worden war. Ihre Eltern hatten sich nicht mehr sehen lassen, und der Alte hatte Rosetten beständig behalten. Reich konnte er sie nicht machen, denn er war selbst arm. Für die Ungerechtigkeit des Glücks konnte er sie nicht entschädigen; aber er suchte, so viel in seinem Vermögen stund, das Unrecht, das ihr ihre Eltern an-

gethan hatten, oder ihr Unglück, gut zu machen. Er vertrat Vaterstelle bey ihr. Der Zufall hatte unserer Waise einen jungen Erben zum Nachbar gegeben, der durchgängig im Rufe der Rechtschaffenheit stand. Sein Vermögen verschafte ihm einen Wohlstand, der dem Reichthum nahe kam. Er hieß Lormon. Rosette war, wie gesagt, älter nicht als fünf Jahr. Lormon sahe sie: ihre Geschichte, die ihm der Alte erzählt hatte, schien ihn zu rühren. Er machte ihr einige Besuche, und dabey einige kleine Geschenke, erboth sich am Ende, für ihr Glück zu sorgen. Der ehrliche Mann glaubte, daß er sein eignes Vergnügen dem Glück seiner lieben Waise nicht vorziehen dürfte; er weinte um Rosetten, als er sie dem Lormon übergab.

An Rosettens Erziehung wurde nichts gespart. Lormon that alles für sie, was er für seine Tochter gethan haben würde: vorzüglich suchte er ihr angenehme Geschicklichkeiten, die Musik und das Tanzen beyzubringen. Unter den Instrumenten, die man ihr vorschlug, gab sie der Harfe den Vorzug, die heut zu Tage so sehr geschäzt wird, und der Schönheit, vorzüglich der Grazie so günstig ist. Durch sie nimmt uns eine artige Frau oft vermittelst der Augen ein, wenn sie blos unser Ohr ergötzen zu wollen schien.

Wenn aber Rosette Unterricht bedurfte, um zu lernen, wie sie sich in einer großen Gesellschaft mit Anstand zeigen, sich auf einen Ball vortheil-

haft

haft auszeichnen, und in einem Concert Ehre einlegen sollte; so brauchte sie keine Lehrer, um sich zur Tugend und Rechtschaffenheit zu bilden. Sie besaß eine von den glücklichen Gemüthsarten, denen man die Tugend eben nicht als ein großes Verdienst anrechnen muß, weil es ihnen zu wenig Mühe kostet, tugendhaft zu seyn. Natur und Kunst verschönerten sie von Tag zu Tage: ihre Gestalt bildete sich mit den Jahren vortheilhafter aus, und ihre Schönheit nahm mit ihren Geschicklichkeiten zu.

Rosette erreichte gar bald das Alter, in welchem Anmuth und Schönheit etwas mehr als eine bloße kalte Bewunderung erregen: schon war sie in ihrem vierzehnten Jahre. Sie gefiel allzusehr, als daß man nicht hätte suchen sollen, ihr zu gefallen. Aber man sprach von Rosettens Schönheit nicht weniger, als von den Tugenden ihres Wohlthäters. Schon vor seinem vierzigsten Jahre hatte man ihn eine arme Waise an Kindesstatt annehmen, und einen Theil seiner Einkünfte auf ihre Erziehung wenden sehen. Und seine Vorsorge erstrekte sich nicht blos so weit, ihr sonst nichts als unnüze Geschicklichkeiten beyzubringen. Als sie das Alter erreicht hatte, in welchem ein einziger schwacher Augenblick, das ganze Leben unglücklich machen kann, wendete Lormon alle Sorgfalt an, über ihre Aufführung zu wachen. Da er sehr wohl wuste, daß die Gefahren eines jungen Frauenzimmers desto größer sind, je schöner sie ist, so schien er es an nichts ermangeln zu laßen, sie für

den Schlingen der Verführung zu sichern. Mit einem Worte, er äußerte ihrentwegen alle Besorgniß, die ein Vater wegen der Tugend seiner Tochter haben kann. Dies Betragen war so beschaffen, daß er sich dadurch die Hochachtung des Publicum erwarb: man sahe auch nichts, das sich mit der Tugend des Vormunds in Vergleichung setzen ließ, als die Schönheit des Mündels.

Doch ist es Zeit dem Lormon diese Larve der Tugend abzureißen. Das was bey ihm der Besorgniß eines zärtlichen Vaters ähnlich zu seyn schien, war blos die eigennützige Eifersucht eines Liebhabers: indem er über seine Waise wachte, hatte er vielmehr die Absicht, sie für sein Vergnügen aufzubewahren, als sie für die Tugend zu erhalten: mit einem Worte, blos um sie selbst zu verführen, suchte er sie für der Verführung zu schützen. Ueber diesen Vorsatz wird man sich, Dank sey es unsren Sitten, so sehr nicht verwundern: er könnte sogar eine Menge Vertheidiger finden. Lormon war noch jung, Rosette artig; sie war liebenswürdig; er wurde verliebt: alles dies, wird man denken, gieng ganz ordentlich zu. Aber was diejenigen, welche die Menschen lieben, schwerlich glauben, und diejenigen die sie kennen, sehr wahrscheinlich finden werden, ist dies, daß Lormon nie andre Absichten auf Rosetten gehabt hatte. Indem er sie zur Tochter annahm, suchte er sie zu verführen: als ein Verbrecher bey kaltem Blut, der, so zu sagen, sich von einer Liebe besiegen ließ,

die

die er noch nicht empfand, suchte er blos darum Rechte auf sie zu erlangen, um sie zu misbrauchen: Bey Ausübung der Menschenliebe, sann er auf Verbrechen: mit einem Worte, durch zehn Jahre Wohlthaten, wollte er das Vermögen erkaufen, die Unschuld einst zu verführen, und aus einer tugendhaften Waise, ein elendes Werkzeug seines Vergnügens zu machen.

Allenthalben und zu allen Zeiten ist unglückliche Liebe und Verbrechen nicht weit von einander entfernt gewesen: allenthalben hat man den Gegenstand seiner Begierden zu verführen gesucht; aber die Verführung anzuspinnen, bevor man die Begierde empfunden hat, dies ist eine ausstudirte List, die blos in unsern großen Städten bekannt seyn kann.

Je mehr sich Rosette der Zeit näherte, in welcher die Liebe anfängt die Schönheit zu erhöhn, desto stärker wurde Lormons Achtsamkeit gegen sie. Aber er mußte sich ihr verständlich machen, und dies war nichts leichtes. Rosette, deren Herz von Natur so vortreflich war, die eben so viel Naivete als Verstand besaß, und das offenbarste Laster nicht geargwohnt hätte, hätte diese in der Seele ihres Wohlthäters ein so künstlich verstecktes, und so unwahrscheinliches Verbrechen lesen können? Demohngeacht machte Lormon einen Versuch, seine wahre Gesinnungen zu entdecken; er erklärte sich anfänglich, wie einer, dem daran liegt, sich verständlich zu machen, und der sich schämt, daß man

ihn verstanden hat. Um sie vorzubereiten, machte er ihr einen sehr langen und verwickelten Eingang her, und oft, wenn er eben im Begrif war, das Wort auszusprechen, um deßentwillen er so viel Vorbereitungsausdrücke zusammenhäufte, brachte ihn ein unschuldiger Blick Rosettens aus aller Fassung, und er fieng das wieder an, was er schon mehr als einmal gesagt hatte. Er erinnerte sie an alle seine Wohlthaten, und schilderte ihr die Undankbarkeit als das schändlichste Laster. Rosette, sagte er zu ihr, Jederman sieht auf Sie: man wird aus Ihrem Betragen gegen mich auf Ihr Herz schlüßen. Endlich setzte er hinzu, er wolle nun die Belohnung für so viele Sorgfalt von ihr verlangen. Rosette blickte ihn mit der offenherzigsten Miene an, und sagte: Sie wäre bereit alles zu thun, was er verlangte, und Lormon wagte es nicht ihr zu sagen was er verlangte.

Da er inzwischen besorgte, sie möchte einem andern Gehör geben, bevor er sich selbst verständlich gemacht hätte, brachte er es endlich so weit, daß er sich sehr deutlich erklärte. Rosette gab ihm eine abschlägliche Antwort. Aber es war nicht der vorher überlegte Unwille einer Spröden, noch die anlockende Weigerung einer Buhlerinn; und, unerachtet ihrer Tugend, fühlte sie sich durch Lormons Vorschläge mehr betrübt, als gekränkt. O Sie, sagte sie im rührendsten Ton zu ihm, Sie, die Sie jederzeit gegen mich die Zärtlichkeit eines Vaters gehabt haben! Sie sagen, daß Sie mich

ke-

lieben? Was für einen Nahmen wollen Sie in Zukunft in Absicht auf mich haben? giebts einen süßeren, als den Nahmen eines Vaters? Ach seyn Sie immerfort Rosettens Vater! Wollen Sie selbst sie unglücklich machen, nachdem Sie sie mit Ihren Wohlthaten überhäuft haben? Doch vielleicht wollen Sie mich prüfen: Sie wollen sehen, ob mein Herz Ihrer zärtlichen Vorsorge würdig ist, ob meine Gesinnungen der Erziehung die Sie mir haben geben lassen, entsprechen. Ja, mein Vater, fuhr sie fort, und warf sich dabey zu seinen Füßen, glauben Sie daß ich meine Tugend mit unter die Wohlthaten rechne, die ich von Ihnen empfangen habe: Sie ist die kostbarste ihrer Wohlthaten; Sie ist mir theurer als das Leben; und zu Ihren Füßen schwöre ich, daß ich allem widerstehen, daß ich alles aufopfern werde, um Sie zu erhalten.

Diese Rede war allerdings so beschaffen, daß sie Lormons Hofnungen vernichten muste; vozüglich verdroß ihn dies, daß er eben so wenig berechtigt war sich darüber zu beschweren, als es in seiner Gewalt stund sie zu widerlegen. Er wagte noch andre Versuche, die aber nicht glücklicher waren. Und ob sich Rosette gleich immer sanft, und sogar freundschaftlich ausdrükte, so schien sie doch bey ihren Weigerungen so standhaft zu seyn, daß Lormon wohl sahe, er dürfe auf keine Schwachheit von ihr rechnen. Rosettens tugendhaftes Wesen erbitterte ihn, ohne ihn zu bessern.

Er faßte daher den Entschluß, durch List und nöthigen Falls, sogar mit Gewalt das zu rauben, was er durch sein gefälliges Bezeigen und durch Bitten zu erlangen nun nicht mehr hoffen durfte.

Die arme Rosette wuste nichts von der Gefahr, die sie umgab. Sie, die in keinen Menschen ein Mißtrauen sezte, hätte es in ihren Wohlthäter sezen sollen? Außerdem war Lormon in ihren Augen mehr unglücklich, als strafbar. Den Entwurf den er mit kaltem Blute gemacht hatte, hielt Rosette für die Wirkung einer unwillkührlichen Leidenschaft; und man hätte sagen können, sie war auf sich selbst böse, daß sie ihm Liebe eingeflößt hatte. Unterdeß versuchte Lormon mehr als ein Mittel, das eines eben nicht so sonderlich zärtlichen Herzens würdig war; und Rosette entgieng, mehr durch ihr Glück, als durch ihre Geschicklichkeit, verschiednemal dem Fallstricke, ohne ihn jemals zu bemerken. Endlich beschloß er ein Mittel anzuwenden, das seine ganze Seele enthüllte. Er hatte den schönen Roman Clarißa gelesen: er hatte gesehen, daß ihr treuloser Liebhaber, nachdem er alle ersinnliche Verführungsmittel bey ihr erschöpft hatte, einen Trank verfertigte, um ihre Kräfte und ihre Tugend einzuschläfern. Gemeiniglich würken die Gegenstände von der Seite am stärksten auf uns, die mit unsren Empfindungen gleichförmig sind; Levelacens Erfindungskraft hatte ihn entzückt, Clarissens Tugend aber nicht gerührt.

Dies

Dies war das würdige Muster, das Lormon wählen wollte. Die Zubereitung des Tranks, die Art wie man ihn Rosetten beybrachte, eine umständliche Erzählung von dem allen ist allzuwenig intereßant für uns, als daß sie uns lange aufhalten sollten. Es ist genung wenn wir sagen, daß eine alte Dienstbothin dem Lormon dabey behülflich war.

Eines Abends befand sich Rosette ermüdeter als gewöhnlich, ohne sich den Tag über mehr Bewegung gemacht zu haben. Sie empfand vor ihrer gewöhnlichen Schlafstunde die heftigste Begierde zu schlafen. Voll Verwunderung über diese Schläfrigkeit, und indem sie sich mit Fleiß Bewegung machte, um sie zu vertreiben, gieng sie zufälligerweise in eine Art von kleinem Cabinet, das mit zu ihren Zimmern gehörte: es war ein ganz unnützes Gemach, wo Rosette nie hinkam. Daselbst hörte sie durch einem bloßen Verschlag, daß Lormon an seine alte Haushälterin Fragen that, über die sich Rosette außerordentlich wunderte. Er fragte sie, ob ihr die Dosis, die sie ihr gegeben habe, hinlänglich zu seyn schiene? Die Haushälterin antwortete, es würde nicht lange dauern, so würde Rosette einschlafen, und er konnte auf den tiefsten und anhaltendsten Schlaf rechnen. Lormon sagte zu ihr, solte sie von ohngefähr erwachen, wenn ich in ihr Zimmer seyn werde, so antwortet ja nicht, falls sie rufen sollte. Das ist zu viel, vergebens zu seufzen, sezte er hinzu. Da

sie sich nicht entschlüßen kann mich glücklich zu machen, so muß ich wohl darauf denken, es wider ihren Willen zu seyn.

Bey diesem so sonderbaren Gespräche stunden Rosetten die Haare zu Berge. In ihrer ersten Bewegung trat der Zorn an die Stelle der Freundschaft und der Erkennntlichkeit. Die Augen gingen ihr auf Lormons Kosten auf. Aber es ging ihr durch die Seele. Sie fiel wider Willen ins finsterste und tiefste Nachdenken. Ueber dem Nachdenken über die abscheulichen Dinge, die Sie eben gehört hatte, vergaß sie auf einem Augenblick die Gefahr, worinnen sie sich befand; und wenn sie wieder daran dachte, und auf Mittel sann, ihr zu entgehen, wurde sie gewahr, daß der Trank stärker auf ihre Sinnen würkte. Sie wollte fliehen. Die Knie zitterten unter ihrem Körper. Sie nahm ihre ganzen Kräfte zusammen, kroch nach der Thüre ihres Zimmers zu; aber die Gewalt der Schläfrigkeit vermehrte sich mit der Mühe, die sie anwendete, sie zu überwinden. Welch eine schröckliche Lage! der Schlaf der ihr drohete war fürchterlicher für sie als der Schlummer des Todes. Indem sie gegen ihn kämpfte, sank sie wider Willen in einen Lehnstuhl. Da fühlte sie, daß ihr die Augenlieder zufielen. Plötzlich erfüllte sie die Vorstellung der Schmach, die sie erwartete, mit Schrecken. Ihre Seele die von Zorn und Schrecken aufschwoll, gab ihrem entkräfteten Körper auf einem Augenblick neue Stärke; sie sprang mit einer

ner konvulsivischen Bewegung von ihrem Lehnstuhl auf; sie streckte die Arme aus, theils um die Gewalt des Schlafs zu schwächen, theils um den Himmel um Beystand anzuflehn. Aber dieser unwiderstehliche Schlaf senkte sich immer mehr und mehr auf sie herab: die Last die sie niederdrückte war allzugroß. Sie brachte einen Augenblick in diesem eben so schweren als schmerzlichen Kampfe zu. Ihre Kräfte waren erschöpft. Sie fiel endlich ohne Sprache, ohne Bewegung zurück, und schien mehr todt zu seyn, als zu schlafen.

Ach! wofern diese schreckliche Schlafsucht den Träumen gestattete, sich ihr zu nähern, was für schwere und schreckende Träume musten da die Quaalen ihrer Seele verlängern! Ohne Zweifel stand sie während ihres Schlafes alles das aus, was sie ausgestanden hatte, ehe sie von ihm übermannt wurde.

So war also die unglückliche Rosette der viehischen Leidenschaft ihres Liebhabers Preiß gegeben. Es war um sie geschehen, wenn sie nicht die niederträchtigen Entwürfe dadurch zu vernichten suchte, daß sie entweder im Herzen der alten Diensthothin Mitleid, oder in Lormons Herzen Gewissensbisse erregte. Dies letztere Wunder war schwerer. Sie sollte durch die Gewissensbisse der alten Haushälterin gerettet werden. Louise, so hieß sie, schämte sich, daß sie einen Augenblick zum Anschlage ihres Herrn behülflich gewesen war, und faßte den Schluß, ihn zu vereiteln. Da aber ihr Glück von Lormon abhieng,

hieng, wagte sie es nicht ihm offenbar hinderlich zu seyn; und um, wo möglich, ihr Intereße und ihre Pflicht zu vereinigen, versteckte sie den Schlüssel zu Rosettens Zimmer, zu der sie jeden Morgen zu kommen pflegte.

Lormon, der den zu seinem Vorhaben günstigen Augenblick ausgespäht hatte, eilte zur Alten, und verlangte Rosettens Schlüssel von ihr. Man denke sich seine Wuth, als Louise, nachdem sie lange vergebens gesucht hatte, ihm endlich sagte, sie habe ihn verlegt. Lormons Hände, Füße, Zunge waren in konvulsivischer Bewegung; und wäre die Unmöglichkeit den Schlüßel wieder zu finden sogleich ausgemacht gewesen, so glaube ich, daß er seine treulose Unterhändlerin auf der Stelle ermordet hätte. Aber man wendete viele Stunden auf das Suchen des Schlüssels, und er wagte es nicht, die Thür mitten in der Nacht durch einen Schlösser öfnen zu lassen. Endlich war er genöthigt, sich wieder in sein Zimmer zu begeben, und blos die Hofnung in der folgenden Nacht glücklicher zu seyn, besänftigte seine Wuth.

Wir haben Rosetten einschlafen sehen, man stelle sich ihr Erwachen vor. Ihre Schlafsucht hörte auf, und ein neues Schrecken bemächtigte sich ihrer Seele. Du wustest zwar, tugendhafte Rosette, was du bey deinem Einschlafen warest; aber du weist nicht mehr, was du bey deinem Erwachen bist. Dies war die neue Furcht, die neue Quaal, die dir der Schlaf zurücklassen sollte, als

er dich verließ! Sie wagte es nicht die Augen aufzuthun; sie zitterte, ihre Gedanken auf sich selbst zu richten, und in der schrecklichen Ungewißheit die sie quälte, wünschte sie beynahe; wieder in den fürchterlichen Schlaf zu sinken, für dem sie den Abend vorher mehr gezittert hatte, als für der Annäherung des Todes.

Beym ersten Geräusch stellte sich Louise, die den Augenblick abpaßte, wenn Rosette erwachen würde, als ob sie den Schlüssel wiedergefunden hätte; und eilte es ihrem Herrn zu melden, und ihm zugleich zu sagen, daß Rosette erwacht sey. Lormon argwohnte vielleicht eine List, aber er ließ sich nichts merken; und Louise gieng, da sie ihn verließ, auf Rosettens Zimmer zu. Diese fühlte, daß ihr bey dem Geräusch das der Schlüssel machte, da er in das Schloß gesteckt wurde, ein unwillkührlicher Schauer durch alle Glieder lief. Als Louise sich ihrem Bette genähert hatte, betrachtete Rosette, mit einem Gesicht, auf welchem alle Leidenschaften auf einmal ausgedrükt waren, der alten Haushälterin ihres, um in demselben gleichsam das zu lesen, was sie zu erfahren sich fürchtete, und sagte mit schwacher und ängstlicher Stimme zu ihr: Ich habe sehr lange geschlafen, Louise! Diese, obgleich kurzen Worte, auszusprechen, war nichts leichtes; und Rosette zitterte für der Antwort, die sie veranlassen konnten. Hierauf sagte Louise, sie würde weit eher zu ihr ins Zimmer gekommen seyn, hätte aber den Schlüssel dazu eben erst gefun-

funden, und sie wäre heftig ausgescholten worden, weil sie ihn verlegt hätte.

Diese Worte schienen Rosetten das Leben wiederzugeben. Sie stand auf, und kleidete sich mit Eilfertigkeit an, über die Louise erstaunte; aber den Bewegungsgrund davon vermuthete sie nicht. Rosettens Entschluß war gefaßt: Sie wollte nicht mehr einer Gefahr ausgesetzt seyn, die ihr beynahe Ehre und Leben gekostet hätte. Da sie im Begriff war die Flucht zu nehmen, und das Unglück sie klüger und furchtsamer gemacht hatte, so war ihr Louisens Erzählung verdächtig; aber Lormons mürrische Laune und sein Zorn, überzeugten sie von der Wahrheit derselben. Sie machte sich einen Augenblick zu nutze, wo man sie nicht beobachtete. Um bei ihrer Flucht desto weniger gehindert zu werden, nahm sie von ihren Sachen blos das mit, was sie nicht zurücklassen konnte, und gieng fort.

Sie war schon weit hinweg, da sie noch immer in Lormons Gewalt zu seyn glaubte; die Schaale, in welcher sich der unglückliche Trank befand, folgte ihr allenthalben nach. Uebrigens hatte sie sich keinen Entwurf gemacht. Ihre Absicht war nicht eine Freystadt zu finden, sondern ein Haus zu verlassen, das ihr Unglück seyn konnte. Sie flohe ohne ängstliche Sorge vor die Zukunft. Die Gefahr der sie entrunnen war, schien ihr bey weitem fürchterlicher, als alle andre, in die sie gerathen konnte.

Als

Als sie aus der Stadt heraus war, fieng sie an wegen ihres Schicksals besorgt zu seyn. Sie war Lormons Gewaltthätigkeiten entgangen: aber indem sie sich für der Gefahr, darinnen sie sich befunden hatte, gesichert hielt, fieng sie die Gefahren zu fürchten, die ihr jetzt drohten. Wo sollte sie hinfliehen? Wo eine Freystadt finden? Indem sie nun mit allen Kennzeichen der Bestürzung und Verzweiflung fortlief, brachte ihr das Glück einen jungen Menschen in den Weg, aus dessen Gesichtszügen Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit hervorleuchtete. Hätte er auch weniger rechtschaffen ausgesehen, so würde sie doch nicht weniger Zutrauen zu ihm gehabt haben. Sie sprang auf ihn los, und rief mit einer Stimme, die dem Unbekannten bis ins Herz drang, retten Sie mich. Er wurde von ihrem Kummer gerührt, weil ihn ihr offenherziges Wesen einnahm, oder vielleicht ihre Schönheit hinriß. Hier wollen wir einen Augenblick stehen bleiben, um den jungen Menschen, der Minval hieß, kennen zu lernen.

Er war der Sohn eines Edelmanns, der in der Provinz lebte, und der ihm zu Paris alle Freyheit ließ, weil er von seiner ordentlichen Aufführung versichert war. Er lebte daselbst bey einer Tante von einem sehr artigen Einkommen, das ihm sein Vater abtrat. Seine Bildung und seine Gestalt waren sehr gut. Von seinem Gemüth will ich keine Schilderung machen: er wird es selbst durch seine Handlungen schildern.

Rosettens bloßer Anblick hatte ihn für sie eingenommen: er hatte in ihrem Gesicht die Zeichen einer tugendhaften Erziehung und Aufführung zu lesen geglaubt. Aus Furcht, er möchte in seinen Fragen etwas zu frey seyn, that er fast gar keine an Rosetten, die, von ihrer Seite, schon gehoft hatte, die Ursache ihrer Verzweiflung für ihm, so wie für Jedermann, zu verbergen. Er sagte ihr mit zwey Worten, er lebe bey einer Tante, und both ihr aufrichtig eine Freystadt an, die sie mit der nehmlichen Aufrichtigkeit annahm.

Minval führte sie in seine Wohnung. Da er zu seiner Tante kam, schilderte er ihr die rührende Lage, in welcher er Rosetten gefunden hatte, mit so viel Leben und Wärme ab, daß seine Beredsamkeit, das Zutrauen, das seine Tante in ihn setzte, und Rosettens einnehmende Bildung, den Verdacht vertrieben, den eine solche Begebenheit erregen konnte. Da aber die Tante im Punkte der Indiscretion weniger gewissenhaft war als ihr Neveu; so that sie ihrer Neugier weniger Gewalt an, und ersuchte Rosetten, ihr ihren Namen und ihre Geschichte zu entdecken. Rosette schämte sich nicht ihr die Wahrheit zu sagen; Sie eröfnete ihr ihre Geheimniße, glaubte aber, Lormons Geheimniße müße sie verschweigen. Sein Betragen hatte das Andenken seiner Wohlthaten in Rosettens Herzen nicht vertilgt: Sie hatte geglaubt, daß sie es ihrer Tugend schuldig wäre vor ihrem Wohlthäter zu fliehen. Sie glaubte es der Dankbarkeit schuldig zu seyn, ihn nicht anzuklagen. Ja, Madam,

ant-

antwortete sie, ich habe Lormon alles zu danken. Das Unglück das mich zwingt, fern von ihm eine Freystadt zu suchen, ist ein Geheimniß, das ich nie entdecken werde: erlauben Sie, das es unter ihm und mir ein Geheimniß bleiben darf. Ich bin unschuldig: haben Sie nicht Muth genug, mich auf mein eigen Zeugniß dafür zu halten, so schlagen Sie mir den Schutz, um den ich Sie bitte, ab. Diese edle Freymüthigkeit mißfiel der Tante nicht, obgleich ihre Neugier dadurch nicht befriedigt wurde. Sie war in der That eine gutthätige Frau. Sie umarmte Rosetten, und bat sich ihre Freundschaft aus. Unterdeß hatte ihre Entweichung Aufsehen gemacht, und man erfuhr es bald, daß sie Minval in sein Haus aufgenommen habe. Man kannte Lormons schändliches Verfahren nicht, man wuste eben so wenig von Minvals Uneigennützigkeit; und da man eine Geschichte so gern von einer gehäßigen Seite vorzustellen pflegt, um die Erzählung derselben desto unterhaltender zu machen; so sahe man in Rosettens Betragen sehr bald nichts als Unregelmäßigkeit und Undankbarkeit. Minvals Delicatesse nennte man Ausgelassenheit, und Lormons Brutalität hielt man für Wohlthätigkeit. Dies sind die gewöhnlichen Urtheile des Publikum, das immer Richter seyn will.

Minval und seine Tante brauchten nicht viel Zeit Rosetten kennen zu lernen. Nachdem man sie handeln gesehen, und reden gehört hatte, scheute man sich ihr Geheimniß zu erforschen, und war von ihrer Unschuld überzeugt. Minval aber machte

sichs dadurch, daß er sie sahe und mit ihr sprach, zu einer so angenehmen Gewohnheit, daß sie sehr bald zum Bedürfniß wurde. Indeß mischte sich die Ehrfurcht beständig in die Neigung die sie ihm einflößte. Er liebte sie in der That eben so sehr, als sie Lormon hatte lieben können; aber seine und Lormons Liebe waren einander eben so unähnlich als Freundschaft und Haß. Rosette, die mit Vergnügen an ihm Hochachtung und Zuneigung gegen sich bemerkte, schien sich nicht zu fürchten, eine noch zärtlichere Empfindung darinnen zu finden. Dies setzt voraus, daß sie selbst beynahe etwas ähnliches empfand.

Während daß Minvals und Rosettens Herzen sich einander dergestalt näherten, war Lormons Herz vom heftigen Verdruß eingenommen, und blos mit rachgierigen Anschlägen erfüllt. Er erfuhr Rosettens Zustand, und beschloß seinen Unwillen an demjenigen auszulassen, den er für seinen glücklichen Nebenbuhler hielt. Er erwartete ihn eines Tages auf einem Spatziergange, den er sehr oft besuchte, redete ihn mit ergrimmten Gesicht an, er müßte ihm Rosetten überlassen, oder ihm auf der Stelle Genugthuung dafür geben. Minval, der Rosettens Gesinnungen hierüber kannte, antwortete ihm blos dadurch, daß er mit der Hand nach seinem Degen griff. Da man sie aber bemerken konnte, entfernten sie sich ein wenig, um sich ohne Zeugen zu schlagen. Das Gefecht war sehr hartnäckig: Rache auf der einen, und Liebe auf der andern Seite machten es sehr hitzig;

endlich bekam der zärtliche Minval eine Wunde, die ihn zum weiteren Gefecht unfähig machte. Der Wundarzt den man holen ließ, war wegen seines Lebens besorgt. Da Minval unterdeß verlangt hatte, man sollte den Vorfall aufs sorgfältigste verschweigen, so sagte man seiner Tante und Rosetten, er wäre krank worden, und bedürfte der Ruhe. Man brachte ihn geschwind zu Bette, und Rosette war wenigstens eben so sehr bekümmert, als die gute Tante, die ihren Neveu zärtlich liebte.

Man konnte es im Hause nicht lange verborgen halten, daß sich Minval geschlagen hatte; aber daß es um Rosettens willen geschehen war, dies hielt man beständig geheim. Man gab dem Kranken, der würklich eine sehr gefährliche Wunde bekommen hatte, alle mögliche Pflege. Der Wundarzt war geschickt und sehr eifrig, und Minval wurde vom ganzen Hause angebetet. Aber die Wartung die ihm am angenehmsten und heilsamsten war, bekam er von Rosettens Hand; und, man mochte es entweder schon bemerkt haben, oder man mochte es nicht wagen wollen, Rosetten eine Beschäftigung zu verweigern, und um die sie mit so vieler Hitze anhielt, alle Arzneyen, die Minval einnahm, wurden ihm von ihr gereicht. Sie schien es zu errathen, daß er ihrentwegen litt, und Minvaln tröstete auf seiner Seite blos der Gedanke, um Rosettens willen zu leiden.

Doch was sage ich? eine weit zärtlichere Regung, als der Trieb der Dankbarkeit war es, die Rosetten leitete.

Die Arzneymittel, die Pflege, und noch weit mehr die Liebe, fiengen unterdeß an die Besorgniß über Minvals Zustand zu vertreiben. Man fand ihn von Tag zu Tage besser, und erwartete in kurzem eine schnelle und vollkommne Genesung. Da er wieder gesund war, wurden seine Unterredungen mit Rosetten häufiger, und die Neigung die sich in beyden regte, machte sie täglich interessanter. Diese Unterredungen handelten oft von der Liebe. Rosette erzählte Minvaln eines Tages von dem was sie eben gelesen hatte. Die Rede war von ohngefähr von einem Liebhaber, der von seiner Geliebten entfernt war, und da er sich krank befand, und um ihrentwillen verfolgt wurde, ihr nicht einmal Nachricht davon geben konnte. Nach einigen wechselseitigen Betrachtungen wurden sie beyde ganz bewegt. Er ist zu bedauern, sagte Rosette; er würde es weniger seyn, wenn er sich bey seiner Geliebten befände. Was sagen Sie, Rosette? fiel ihr Minval ins Wort, er würde es ganz und gar nicht seyn. Und sie setzte sogleich hinzu: wenigstens muß es ein Vergnügen seyn, es seiner Geliebten zu sagen, daß man um ihrentwillen leidet. Minval antwortete, ach! es ihr sogar zu verbergen ist Vergnügen. Bey diesen Worten hatte er, gleichsam ohne daran zu denken, Rosetten bey der Hand genommen. In seinen Augen war der zärtlichste Ausdruck unglücklicher Liebe, und Rosette hatte es gemerkt, daß die ihrigen von Thränen benetzt wurden. Sie wunderte sich selbst über ihre Rührung, und gieng fort, um

sie

sie Minvaln nicht merken zu lassen. Nun durfte sie nicht mehr zweifeln, daß sie ihn liebte: aber im Weggehen fielen ihre Betrachtungen auf seine letzten Worte; und sie fieng zum erstenmal an, die Ursache seiner Krankheit zu muthmaßen, die man so sorgfältig verborgen gehalten hatte. Durch verschiedene Wege brachte sie es endlich so weit, daß sie die Geschichte des Gefechts erfuhr. Minvals Gefahr, seine Delicatesse und Verschwiegenheit waren eben nicht dazu gemacht, sie von ihrer Liebe zu heilen: damals merkte sie es, daß er zu ihrem Glück unentbehrlich worden war. An Minvals Zärtlichkeit konnte sie nicht zweifeln, und dieser einzige Gedanke machte sie glücklich: aber das Nachdenken vergiftete ihr Vergnügen. Was für einen Ausgang wird ihre Liebe nehmen? Rosette kennt ihre und Minvals Herkunft. Minval ist nicht Herr über sein Schicksal, und wenn er es auch wäre, würde er dann wider Willen seiner Eltern damit schalten wollen? Selbst vorausgesetzt daß er wollte, würde sie wohl darein willigen dürfen. Alles dies waren höchst quälende Betrachtungen. Sie geriethen beyde in die heftigste Unruhe, und unglücklicher Weise dienten die Versuche, die Minval anwendete, ihr ein Ende zu machen, blos dazu, sie noch mehr zu verstärken. Denn da er die Gesinnungen seiner Familie ausforschen wollte, sahe er, daß sie seiner Liebe nichts weniger als günstig waren.

Diese unangenehme Entdeckung stürzte ihn in die finsterste Schwermuth. Da er eben so wenig

fähig war, seine Eltern zu betrüben, als seiner Liebe zu entsagen, so diente sein schmerzhafter Kampf zwischen Natur und Liebe, statt einen festen Entschluß bey ihm hervorzubringen, blos dazu sein Herz zu quälen. Seine Gesundheit, die kaum anfieng sich zu bessern, wurde dadurch auf einmahl verschlimmert, und man hatte Ursache seinetwegen desto besorgter zu seyn, da sein Herz, das vorher durch die Hofnung geliebt zu werden aufgerichtet wurde, jetzt von der Furcht gequält ward, das zu verliehren, was er liebte. Rosette war ebenfalls unruhig, und da sie sich in der Ursache seiner Krankheit nicht mehr irren konnte, schloß sie aus den Qualen, die sie selbst empfand, auf die Seinigen. Ich werde also immer unglücklich seyn, sagte sie bey sich selbst, und dachte dabey an Lormons Geschichte. Wie seltsam ist mein Schicksal! Ich soll also eben so sehr durch die Liebe, die ich empfinde, als diejenige die ich einflöße, unglücklich seyn!

Rosettens Zärtlichkeit verstärkte sich durch die Qualen, die Minval um Ihrentwillen litt. Das Andenken an seine Wohlthaten vergrößerte sie noch; und diese Liebe, die ihr blos Betrübniß zurücklassen sollte, erregte ihr auch Gewissensunruhe. Sie glaubte an ihres Liebhabers Unglück schuld zu seyn. Die Dankbarkeit und Minvals Anblick, der bereit war vor sie zu sterben, entflammten ihr Herz, das dazu geschaffen war, die Liebe recht lebhaft zu empfinden. Sie vergaß sich gleichsam selbst. Sie

sahe auf der Welt kein ander Unglück mehr, als ihren Liebhaber zu verliehren, und kein ander Verbrechen, als ihn sterben zu lassen. Mein Freund, sagte sie eines Tages mit einem Ausdruck voll Liebe und Muth zu ihm: Sie lieben mich, ich liebe Sie; ich habe Ihnen alles zu danken, und sehe mich in Gefahr Sie zu verliehren. Ihre tiefe Traurigkeit macht mich Ihrentwegen äußerst besorgt. Ihre Eltern widersetzen sich unsrer Verbindung; und Ihre delikate und ehrerbietige Liebe wagt es nicht eine andre Verbindung als eine Heyrath zu wünschen. Ich selbst will Sie kühner machen. Man widersetzt sich unserm Glück; lassen Sie es von uns selbst abhängen. Minval! Hier ist meine Hand; von diesem Augenblick an bin ich die Ihrige. Unsre Ehe soll geheiligt, soll beym Himmel beschworen werden; sie wird dauerhaft seyn, denn sie gründet sich auf unsre Neigungen. Ohne Zweifel wird man über diesen Endschluß erstaunen: aber eben so sehr wird man darüber erstaunen, daß Minval, so sehr auch sein Herz von dieser Probe der Liebe durchdrungen war, und ob er gleich vor Begierde brannte glücklich zu seyn, das angebotene Glück ausschlug. Er stürzte sich in Rosettens Arme, und that es um sie auszuschlagen; er benetzte sie mit seinen Thränen, und schwur mit einem durch die Gewalt die er sich anthat zerrißenen Herzen, er wolle lieber sterben, als in das Opfer willigen, das ihm seine Geliebte vorschlug. Wir wollen hier über diese beyden Liebenden kein Urtheil fällen, sondern blos den Muth bewundern,

mit welchem sie ihre Ehre, er seine Liebe aufopferte.

In dieser sonderbaren Lage befand sich Rosette und Minval. Aber oft erscheinet, der Tugend zum Trost, ein Augenblick, wo die Wahrheit, die entweder durch einen Zufall, oder aus Bosheit allzulange unterdrückt wurde, endlich an den Tag kommt, und sich in ihrem völligen Glanze zeigt. Minvals delicate Liebe, und Rosettens muthvolle Zärtlichkeit wurde gar bald bekannt. Selbst Lormon, der von einer tödtlichen Krankheit befallen wurde, und sich der Rache, die er an Minvaln genommen, und der Beleidigung schämte, die er Rosetten dadurch angethan hatte, daß er ihre Tugend verlästerte, die er nicht hatte verführen können, legte ein öffentliches Geständniß von seinen Vergehungen ab, und rechtfertigte durch die Darstellung seines Betragens Rosettens Verhalten vollkommen. Rosette erwarb sich durch ihr bescheidenes Stillschweigen, womit sie Lormons Wohlthaten vergolten hatte, allgemeine Bewunderung und Hochachtung. Selbst Minvals Eltern, die es durch den öffentlichen Ruf erfuhren, wurden dadurch, so wie durch ihr Betragen gegen Minvaln gerührt, und die Furcht ihren Sohn zu verliehren, besiegte endlich ihre Widersetzlichkeit. Man willigte in ihre Verbindung. Sie wurden glücklich, und Jedermann freute sich über ihr Glück.

Der

Der unglückliche Erbe,

eine Anekdote.

Ach! verwünschtes Glück! Du bist noch weit undankbarer als unbeständig. Um Gutes zu thun bist du blind; du siehst aber vollkommen gut, um Böses zu thun. Oft findet man dich, ohne dich zu suchen, und jagt dich fort, wenn man dir nachläuft.

Nie ist diese Undankbare wahrhaftiger und aufrichtiger geliebt worden, als vom armen Oriphile. Er hatte eine unmäßige Liebe nach Erbschaften, weil er unter allen Arten reich zu werden, diese für die bequemste und unschuldigste hielt. Jedes schwarze Trauerkleid, das ihm aufstieß, brachte ihn zum lächeln, und erregte angenehme Vorstellungen bey ihm. Dies ist vielleicht ein Erbe, sagte er bey sich selbst. Er behauptete dies Wort sey das angenehmste und wohlklingenste in der französischen Sprache.

Oriphile hatte einen Oncle und eine Tante. Beyde waren reich, und beyde wollten ihn bey sich haben. Soll er dem Oncle oder der Tante den Vorzug geben? Dies wollte er anders nicht, als nach einer reiflichen Ueberlegung entscheiden. Da Oriphile sich nichts vorzuwerfen haben wollte,

ließ er es weder an Erkundigungen noch am Herumlaufen fehlen. Ehe er einen Entschluß faßte, hatte er sich ein Verzeichniß von ihren Vermögen geben; er hatte sich ihren Taufschein ausfertigen lassen, um ihr Alter recht genau zu wissen; und endlich hatte er das Gutachten ihrer Aerzte über ihre Gesundheit eingeholt. Endlich entschloß er sich für die Tante, weil sie eben so reich als der Oncle, und dabey um 12 Jahre älter war. Man sieht, daß Oriphile seine Sache nicht dumm anstellte, und sein Betragen wohl überlegte.

Als er bey ihr angelangt war, brachte er die ersten Grundsätze der Kunst zu gefallen in Ausübung; suchte die Gemüthsart der Tante auszuforschen. Dies war nichts leichtes; aber eine recht große Begierde seinen Zweck zu erreichen, verschaft fast immer die Mittel dazu. An kleinen Dienstgefälligkeiten ließ er es nie fehlen, und in Ansehung der Arbeit war er unermüdet. Madam Erbine, so hieß die Wittwe, war eine große Freundin vom Lesen: da sie aber ohne Brille nicht mehr sehen konnte, und es doch nicht wollte merken lassen, daß sie eine Brille nöthig habe, so mußte ihr Neveu beständig lesen, unter dem Vorwande, weil er gut läse. Der arme Oriphile war zu einem immerwährenden vorlesen verdammt: am Tage um seiner Tante die Zeit zu vertreiben, des Nachts, um sie einzuschläfern, und diese Arbeit dauerte beynahe die ganze Nacht, weil Madam Erbine ohne Hülfe eines Redners und Dichters kein Auge

zu-

zuthun konnte. So wie sie anders nicht einschlief als beym Schall der Stimme ihres Vorlesers, so erwachte sie auch sogleich, sobald die Stimme schwieg.

Am Tage war die Rede nicht davon, nur ein einzigesmahl in der Stadt zu speisen: er durfte in seinem Geschäfte nicht nachläßig werden, weil es andre Verwandten, und zwar nahe Verwandten gab: mit einem Worte, Oriphilens Leben war eine immerwährende Arbeit und Aufopferung. Dafür sprach Madam Erbine auch von sonst nichts als von ihrem reitzenden Neveu. Er war wirklich reitzend: außer dem Titel eines Erben, besaß er die standesmäßigen Geschicklichkeiten. Er hatte gelernt in seinen Ehrfurchtsbezeugungen gezwungen, in seinen Dienstleistungen bis auf Kleinigkeiten genau, und in seinen Gefälligkeiten erfinderisch zu seyn. Er lobte die vergangne Zeit, und schimpfte auf die gegenwärtige. Mit alten Leuten gieng er am liebsten um; junge Leute waren ihm lästig. Dies alles begleitete er mit zahlreichen Betrachtungen. Von den vier Stufen des menschlichen Alters wären ihrer zwey füglich abzuschaffen; man hätte grade zu aus der Kindheit ins Alter übergehen sollen; die Zeit die zwischen diesen beyden äußersten Enden des menschlichen Lebens verstriche, sey wirklich verlohren, weil sie immer zwischen thörichten Entwürfen und unsinnigen Handlungen getheilt wäre. Mit einem Worte, tausend andere eben so tiefsinnige Reden bezauberten die gute Tante, für

Oriphi=

Oriphilens Vortheil sogar etwas zu sehr; denn das Vergnügen, das sie daran fand, hatte einen Einfluß auf ihre Gesundheit, und schien sie zu verjüngen. Oriphile beklagte sich ganz in der Stille über dem Erfolg seiner Bemühungen; dies führte ihn auf eine moralische Betrachtung. Es ist ein großes Unglück, sagte er bey sich selbst, daß ein artiger Mann eine Erbschaft anders nicht als durch Dienstleistungen verdienen kann, die keinen andern Nutzen haben, als daß sie den Zeitpunkt derselben weiter hinaussetzen.

Während daß er sich in diesen Betrachtungen vertiefte, erhielt er einen Brief mit der Nachricht, daß sein Oncle sehr krank wäre, und daß ihn die Aerzte aufgegeben hätten. Oriphile der immer vernünftig war, und seine geringsten Handlungen überlegte, stellte neue Betrachtungen an; und machte, indem er seine Gründe kürzlich wiederholte, den Schluß, er müße die Tante verlassen, um zum Oncle zu gehen, weil eine junge Person in den letzten Zügen liegt, natürlicherweise dem Tode weit näher ist, als eine andre, die zwar älter ist, sich aber bey guter Gesundheit befindet. Dies heißt doch wohl eine Sache vernünftig überlegen, über alles nachdenken. Selbst sein Gewissen war dabey mit im Spiel: denn am Ende haben die Kranken doch mehr Beystand nöthig als die Gesunden. Er meldete daher der Tante seine Abreise schriftlich, die darüber sehr lärmte, aber vergebens, weil Oriphile schon bey seinem Oncle war.

Dieser Oncle hieß d'Herminy. Oriphile war listig genug sich zu entschuldigen, daß er nicht eher zu ihm kommen wäre. Er bezeigte so viel Eifer ihm zu dienen, daß man über den gegenwärtigen Dienstleistungen, die vorige Nachläßigkeit vergaß. Mit einem Worte, er erwarb sich sehr bald das Zutrauen und die Freundschaft des Kranken. Mein lieber Neveu, sagte der letztere eines Tages in einem offenherzigem Augenblicke, wennn du immer um mich gewesen wärest, so würde ich nicht in dem gegenwärtigen Zustande seyn; und Oriphile war im Begrif ihm zu antworten, wenn Sie nicht in diesem Zustande wären, so würde ich nicht bey Ihnen seyn.

Unterdeß vertraute sich d'Herminy, den die Fakultät und die königliche Societät aufgegeben hatte, den Händen eines Quacksalbers an, der ihn, entweder durch seine Wissenschaft, oder durch einen Zufall glücklich kurirte. Dieser Mann hatte den philosophischen Stein gesucht, und suchte ihn noch. Als d'Herminy gesund worden war, fragte er ihn eines Tages, wie er ihn hätte kuriren können, da ihm die berühmtesten Aerzte das Leben abgesprochen hätten. Hierauf antwortete dieser, es wäre vermittelst der Geheimniße geschehen, die er beym Studiren der Alchymie entdeckt hätte. Da sie eine genaue Verbindung mit einander errichtet hatten, entdeckte der Alchymist, der ein aufrichtiger Mann war, dem d'Herminy einen Theil seiner Geheimniße.

Eines

Eines Tags trat der letztere mit dem Ansehen einer furchtbaren Gesundheit in seines Neveus Zimmer, und sagte unter einer Ergiessung von Freude und Zärtlichkeit zu ihm: ich will Dir etwas vertrauen, das Dir, wie ich weiß, das größte Vergnügen machen wird. Du kennst doch den Mann der mich gesund gemacht hat? Ja, mein Oncle, sagte Oriphile, und ich weiß es, was für eine Erkenntlichkeit ich ihm für einen so wichtigen Dienst schuldig bin. O! versetzte d'Herminy, Du kennst noch nicht alle Verbindlichkeiten, die Du gegen ihn hast. Oriphile dem die Einbildungen des Alchymisten nicht unbekannt waren, dachte anfangs, er hätte seinem Oncle das Geheimniß Gold zu machen mitgetheilt, und fragte den d'Herminy sogleich mit einer anscheinenden Bewegung, ob ihm sein Freund die Kunst Gold zu machen gelernt hätte? Noch etwas besser als dies, antwortete sein Oncle. Noch etwas beßres als dies! rief Oriphile aus, ich verstehe Sie nicht. Da entdeckte ihm d'Herminy, der seinem zärtlichen Neveu die gröste Freude zu machen glaubte, mit leiser Stimme, daß ihm der Alchymist einen Saft gegeben habe, der sein Leben auf Jahrhunderte verlängern sollte. Man konnte leicht denken, was diese unerwartete Entdeckung für einen Eindruck auf den zärtlichen Neveu machte. Dies Geheimniß verdiente eben so wenig Glauben, als so viele andre, die nicht den geringsten verdienen. Aber dergleichen Reden waren desto mehr im Stande, Unruhe zu erregen, da sie d'Herminys unerwartete Genesung

sung wahrscheinlich machte, und Zutrauen zu der Geschicklichlichkeit des Alchymisten erregen muste. Oriphile erschrack so sehr darüber, daß er über Hals über Kopf hinwegeilte, und seinem Oncle eine angenehme Unsterblichkeit wünschte.

Unterdeß bis er eine Aussöhnung mit seiner Tante vermitteln lassen könnte, miethete er in einem Hause ein, in welchem auch die alte Orphise wohnte. Sie war eben so alt, als übermäßig reich, und noch weit mehr mit Krankheiten behaftet. Bey der verdrüßlichen Laune, darinnen sich Oriphile befand, würde sie seine Aufmerksamkeit nicht erregt haben, wenn er nicht von ohngefahr erfahren hätte, daß sie reich wäre, und keine Verwandten hätte. Dieser Umstand machte Eindruck auf ihn. Die arme Frau, sagte er bey sich selbst! reich seyn, und gar keinen Neveu um sich haben! Er machte ihr als ein Nachbar einen Höflichkeitsbesuch. Er wurde sehr wohl aufgenommen, kam bald wieder, in der Folge sehr oft, und mit so gutem Erfolg, daß er, ohne sich im geringsten gegen sie herausgelassen zu haben, als der Erbe vom Hause betrachtet wurde; ja er erhielt beynahe schon Glückwünsche darüber.

Seit kurzem kam auch ein junger, sehr liebenswürdiger Mensch zu Orphisen, der Oriphilen ein wenig unruhig machte. Als sich Orphise eines Tages mit dem letztern allein befand, sagte sie mit dem beweglichsten Tone zu ihm: Mein lieber Oriphile, ich habe Ihre Neigung gegen mich geprüft.

Ich habe Ihre Ergebenheit, Ihre uneigennützige Freundschaft kennen gelernt; ich muß Ihnen einen Anschlag entdecken, auf den ich gefallen bin. Bey diesen Worten glaubte Oriphil schon einen Notarius in Bereitschaft zu sehen, seinen Nahmen mit allen Buchstaben in ein gutes und gültiges Testament zu setzen, als Orphise hinzusetzte: ich verheyrathe mich; Sie kennen den jungen Menschen, der oft herkommt: den heyrathe ich, und vermache ihm mein ganzes Vermögen.

Bey dieser Entdeckung, die immer so viel werth war, als diejenige die ihm sein Oncle gemacht hatte, verstummte Oriphile, und regte sich nicht. Wünschen Sie mir doch Glück, sagte Oriphise zu ihm, da Sie an meiner Wohlfahrt Theil nehmen; Sie wissen ja, daß dieser junge Mensch liebenswürdig ist. Oriphile stammelte ihr einen Glückwunsch her, der ohne Menschenverstand war. Einen Augenblick darauf empfahl er sich ihr, und den folgenden Tag verließ er seine Wohnung.

Oriphile war wüthend; und um ihn vollends trostlos zu machen, brachte man ihm zu gleicher Zeit die Nachricht, daß seine Tante seinen Nahmen nicht mehr wollte nennen hören. Demohneracht tet muß man gestehen, daß Oriphile bis jetzt untadelhaft ist, und daß, wenn er es auch noch nicht bis zu der schätzbarsten Würde eines Erben gebracht hat, er doch nichts gespart hat, es dahin zu bringen.

Er ärgerte sich so sehr, daß es ihm bisher nicht hatte glücken wollen, daß er geschworen hatte,

diese

diese Art von Bemühung aufzugeben. Ich bin nicht glücklich! sagte er; die Pest könnte immerhin zwey Drittheil des Reichs hinraffen, und ich würde doch nichts erben. Er bezog ein kleines Zimmer, und fluchte daselbst auf die Alchymie, die Geheimniße darbietet, um nie zu sterben, auf den Groll der Tanten, die sich mit ihrem Neveu nicht aussöhnen wollen, auf die Heyrathssucht, die einen ehrlichen Mann um eine wohl verdiente Erbschaft brächte. Der arme Oriphile! statt daß ihn diese Betrachtungen hätten trösten sollen, setzten sie ihn in die finsterste Schwermuth. Weil er seinen Nahmen nicht in einem fremden Testamente stehen sahe, sahe er sich selbst nahe an dem Augenblicke, sein eigenes aufsetzen zu lassen. In dieser tödtlichen Kraftlosigkeit befand er sich, als ein neuer Vorfall die Hofnung einst zu erben in seinem Herzen erweckte. Er laß in den öffentlichen Nachrichten, daß ein gewisser alter Mann, der aus der Fremde ein groß Vermögen mitgebracht hätte, sich erkundigte, ob noch Verwandte von ihm vorhanden wären. Die Aehnlichkeit seines Nahmens, mit dem Nahmen von Oriphilens Mutter, flößte diesem letzteren die schmeichelhaftesten Hofnungen ein. Er zeigte sich dem Fremden, als ein Verwandter von ihm. Ich weiß nicht, ob er es war, aber er bewieß es. Der Alte bath ihn, bey ihm zu bleiben, um ihm die Augen zuzudrücken. Dies war es eben was Oriphile wünschte; Da er ein guter Verwandter war, erwarb er sich die Freundschaft des Alten sehr bald, der ein guter ehrlicher Mann

 war,

war, und Valemon hieß. Gar bald sahe er nicht mehr mit seinen eignen, sondern mit Oriphils Augen, und urtheilte blos durch seinen Verstand: er liebte ihn mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters. Nachdem er ihm dies durch seine Reden, durch die Lobsprüche, die er ihm machte, bewiesen hatte, schritt er zur großen Probe, zum Testament. O! für diesmal ist er Erbe, und man hätte sagen sollen, daß Valemon, um ihn gleichsam dies Glück desto lebhafter empfinden zu lassen, indem er Oriphilen seine Erbschaft sicher stellte, auch den Zeitpunkt derselben beschleunigen wollte; denn kaum war das Testament gemacht, so wurde er krank. Endlich hatte das Glück seiner Undankbarkeit ein Ziel gesetzt: die Zeit der Gerechtigkeit war gekommen; und Oriphile ließ es an nichts fehlen, sein Glück mehr und mehr zu verdienen.

Seit einiger Zeit war Valemon in einen Proceß verwickelt; der Prozeß wurde wichtiger, als man anfänglich geglaubt hatte; er fiel sogar unglücklich aus. Valemon, nein Orphile, wollte ich sagen, verlohr ihn: denn Valemon war so klug, eine Viertelstunde vorher zu sterben, ehe man seinen Sentenz erfuhr. Oriphile wurde als sein würklicher Erbe anerkannt, aber da er dazu bestimmt war, daß ihn das Glück bis ans Ende verfolgen sollte; so nahm der Verlust dieses Prozesses des Verstorbenen ganzes Vermögen hinweg. Da nun der unglückliche Oriphile als Erbe mehr zu bezahlen hatte, als die Erbschaft betrug, so sahe

er sich endlich genöthigt, gesetzmäßig davon abzustehen. Dies war doch unstreitig ein unglücklicher Erbe. Nachdem er sein ganzes Leben hindurch nach Erbschaften gestrebt hatte, konnte er blos eine einzige erschnappen, und sahe sich genöthigt, sich davon los zu sagen. Er hatte keinen andern Trost, als das Zeugniß seines Gewissens, denn er hatte es an nichts fehlen lassen, um mit Vortheil zu erben.

Die unerwartete Lehre,

Anekdote.

Eulalie gerieth in Armuth, nachdem sie im Wohlstande gelebt hatte. Es lernt sich schwer arm seyn, wenn man es nicht immer gewesen ist. Eulalie war sechzehn Jahr alt, da sie ihr Vermögen durch die schlechte Aufführung ihres Vaters unwiederbringlich zu Grunde gerichtet sahe. Sie fühlte dies Unglück; aber ihre Betrübniß machte sie weder schwach, noch ungerecht. Statt ihrem Vater ihr Unglück vorzurücken, sprach sie blos deswegen mit ihm davon, um ihn zu trösten: ohne Mißvergnügen verbarg sie sich nebst ihm auf einem Landgute, dessen mildthätiger Besitzer ihnen ein Stückgen Feld geschenkt hatte, um es urbar zu machen. Der Alte hatte einen Sohn, der bey-

nahe eben so jung war. Beyde beschäftigten sich mit Bearbeitung ihres Feldes, während daß Eulalie, die sich auf ein mit eben so vielen Ueberfluß als Pracht ausgeziertes Haus hätte Rechnung machen sollen, ihre ländliche Haushaltung besorgte. In kurzer Zeit hätte man sagen sollen, sie wäre in der Lebensart, die sie führte, gebohren worden, so bekannt schien sie mit Beschäftigungen zu seyn, die ihr so fremde seyn sollten. Gar bald fand sie an der Verrichtung derselben Vergnügen. Ihre Arbeit erregte ihre Eitelkeit nicht, aber sie schmeichelte ihrem Herzen. Ich, sagte sie bisweilen, ich bereite die Speisen, damit sich mein Vater nährt; ich bereite das Lager, auf dem er von seinen Arbeiten ausruht: seine Ruhe ist mein Werk; dies Vergnügen hätte ich im Ueberfluß nicht gekannt. So wuste Eulaliens zärtliches Herz selbst in ihrem Unglück ihr Vergnügen zu finden. Auch da sie den Tod ihres Vaters beweinte, der bald erfolgte, hätte man sagen sollen, dies wäre das erste Unglück gewesen, das sie betroffen hätte. Da Eulalie verwayset war, hieng sie um desto mehr an ihrem Bruder. Aber dies zärtliche Herz hatte noch einen leeren Raum zu erfüllen; die Liebe nahm es ein. Sie besaß allzuviel Verstand und Klugheit, als daß sie sich in ihren Heyrathsanschlägen nicht nach ihrer gegenwärtigen Lage hätte richten sollen: Sie liebte einen Einwohner des nehmlichen Dörfgens. Der einzige Ehrgeitz, den ihr das Andenken an ihre Geburt übrig ließ, bestund darinn, daß sie ihr Herz nur einem Liebhaber schenken wollte, der sich

wenigstens, gleich ihr, durch seine Gesinnungen über seinen Zustand erhübe. Das Glück vereitelte ihre Entwürfe nicht; George, den sie gewählt hatte, war ihrer Liebe vollkommen würdig.

Eulaliens Herz war desto zufriedener, da sie sich die Freundschaft ihrer Gespielinnen erworben hatte. Die Besorgniß, man möchte sie des Stolzes beschuldigen, hatte sie bescheidner gemacht, als sie selbst waren. Da sie alle Hofnung auf Glück verlohren hatte, betrachtete sie das Dörfgen, in dem sie wohnte, als den Ort wo ihr Leben sich endigen sollte. Da sie wuste, daß der Hochmuth alles von sich entfernt, so wuste sie sogar den Verdacht davon zu vermeiden; und die Erziehung die man ihr gegeben hatte, diente ihr blos dazu, daß sie in ihren Dienstgefälligkeiten, die Achtsamkeit, das Zuvorkommende, die unschuldigen Kunstgriffe, welche die Freundschaft liebenswürdiger machen, anzubringen wuste. So brachte Eulalie unter der Freundschaft, Natur und Liebe glückliche Tage zu. Das Andenken eines zärtlich geliebten Vaters war aus ihrem Gedächtniß nicht vertilgt: aber die Natur, die sich mit ewigen Schmerzen nicht verträgt, gießt immer einen Balsam in die Wunden des Herzens. Nachdem sie den Tod eines Freunds, eines Vaters schmerzlich beweint hatte, kam eine Zeit, wo sich etwas Süßes in die Bitterkeit dieses Andenkens zu mischen pflegt, und wenn man denn noch weint, so sind es vielmehr Thränen der Weichherzigkeit als der Betrübniß.

Während daß Eulalie, mit ihrem Schicksal zufrieden, ein Glück nicht mehr bedauerte, das sie unglücklicher hätte machen können, erneuerte ein unglücklicher Vorfall ihre ganze Traurigkeit. Die Veranlassung dazu war ihr Bruder, vor den sie die zärtlichste Freundschaft hatte. Der Sohn des Besitzers dieses Dörfgens hatte es von seinem Vater geerbt. Er hieß Sainrive. Lebhaft, unbesonnen, noch dümmer als er seinem Alter nach seyn sollte, hatte er zu Paris in der Unabhängigkeit, um nichts schlimmeres zu sagen, gelebt. Ohne eben boshaft zu seyn, war er boshafter Handlungen fähig, weil er sein Betragen nicht überlegte. Da er von keinem moralischen Grundsatze geleitet wurde, gerieth er oft auf böse Wege, nicht aus Liebe zum Laster, sondern weil er über die Tugend nicht nachgedacht hatte. Da er immer in Gesellschaft junger unbedachtsamer Leute lebte, gelang es ihm beßer sie nachzuahmen, als sie zu beurtheilen, und da er bey weitem mehr Thorheiten, als vernünftige Handlungen verrichten sahe, that er weit öfterer Böses als Gutes.

Aus der Abschilderung des Herrn, kann man auf seine Bedienten schliessen. Da einer von ihnen mit Eulaliens Bruder, der Renatus hieß, in Streit gerathen war, so bediente sich dieser der Waffen, die er in dem Augenblicke hatte, und gab ihm mit einem spanischen Rohre, das er in der Hand hatte, einen so heftigen Schlag, daß man ihn für tödlich verwundet hielt. Diesen Morgen

hatte

hatte Renatus, indem er mit seinen Freunden frühstückte, die Mäßigkeit vergeßen, von der er sich, nicht sowohl aus Grundsätzen, als aus natürlicher Neigung, noch nie entfernt hatte. Die erste Verwirrung seiner Vernunft hatte eine sehr traurige Folge. Eine grausame und schreckende Lehre! Aus einem ehrbaren, sittsamen jungen Menschen, aus einer zärtlichen menschenfreundlichen Seele, hatte eine augenblickliche Vergessenheit einen Mörder gemacht. Das Gerichtsamt des Lehnsherrn machte viel unnöthige Weitläuftigkeiten, setzte Schriften auf, und da es geneigter war das Uebel ärger zu machen, als zu entschuldigen, so gab es es einer unglücklichen ungefähren Schlägerey, einem aufbrausenden Zorn sehr bald den Anschein eines vorsetzlichen, mit kaltem Blute begangnen Mordes. Man stelle sich das Schrecken der zärtlichsten Schwester, der empfindsamen Eulalie vor. Sie verlohr keinen Augenblick. Sainrive war an dem Tage auf seinem Schloße. Sie eilte dahin, und bath um Erlaubniß sich dem gnädigen Herrn zu Füßen zu werfen. Da Sainrive erfahren hatte, daß sie ein junges und artiges Mädgen wäre, wollte er sie gern zu seinen Füßen sehen, und sie stürzte sich mit aller Verwirrung des Schmerzes und der Verzweiflung dahin. Ihre schönen Augen schwammen in Thränen, und sie konnte für Schluchsen kaum reden. Vergebung, gnädger Herr! rief sie aus. Geben Sie mir meinen Bruder wieder. Eulalie glaubte in Sainrives Blicken einen Schein von Rührung zu sehen. Er fieng

wirklich an bewegt zu werden, aber mehr durch ihre Schönheit als durch den Gegenstand ihrer Verzweiflung. Er blickte sie mit weit größerer Aufmerksamkeit an, als er auf sie hörte, und schien am Bruder Antheil zu nehmen, während daß er sich blos mit Reitzen der Schwester beschäftigte. Endlich sagte er zu ihr: gehe Sie mein Kind! ich werde mich von dieser Sache unterrichten lassen: komme Sie morgen wieder, und glaube Sie, daß ich Ihr Gerechtigkeit wiederfahren lassen werde. Gerechtigkeit zum allerwenigsten, und griff ihr dabey unter das Kinn, und Eulalie gieng mit der Hofnung hinweg ihren Bruder zu retten. Nachdem sie die Nacht damit zugebracht hatte, ihn zu trösten, kam sie den folgenden Tag wieder aufs Schloß. Als Sainrive sie erblickte, lächelte er sie an, und dies Lächeln schien ihr von guter Vorbedeutung zu seyn. Eulalie, sagte er zu ihr, nachdem er sie hatte niedersetzen lassen, ich habe mich nach allen kleinen Umständen erkundigt; die That Ihres Bruders ist sehr strafbar, aber, wenn man schöne Augen hat als Sie, so kann man sich schmeicheln, noch weit größeren Verbrechern Vergebung auszuwirken. Da Eulalie von Sainrivens Gesinnungen nichts argwohnte, so dachte sie auch nicht einmahl über den Sinn dieser Worte nach; und sie that sich in aller Unschuld etwas auf ihren schönen Augen zu gute, weil sie zur Rettung ihres Bruders dienten. Indem Sainrive so mit ihr sprach, hatte er sich ihr genähert. Seitdem er Eulalien verlaßen hatte, hatte er unaufhörlich an

sie gedacht, und die Neigung die er bey ihrem Anblick empfunden hatte, war durch das Nachdenken noch stärker worden. Seine Reden wurden galanter, und seine Blicke ausdrucksvoller: gar bald kam sogar die Sprache der Geberden zur Beredsamkeit des Mundes und der Augen. Eulalie die an seinen Absichten nicht mehr zweifeln konnte, stieß ihn sanft zurück; Sie zitterte für ihren Bruder, indem sie über den Preiß nachdachte, den man auf seine Begnadigung setzte. Sie fiel Sainriven wieder zu Füßen, und flehte ihn um ihres Bruders Leben; ihre Thränen flossen in größerer Menge, ihre Stimme war weit rührender, die Blicke viel zärtlicher: dies alles diente blos dazu, Sainrives Begierden wieder zu entflammen. Endlich erklärte er sich so deutlich, daß die arme Eulalie gar bald sahe, daß sie anders nichts erhalten könne, als auf Kosten ihrer eigenen Ehre. Gehe Sie, sagte er zu ihr, ich laße Ihr Zeit es zu überlegen; denke Sie darauf ihren Bruder zu retten; und Eulalie gieng mit diesen Worten fort: ich habe keinen Bruder mehr.

Sainrive viel zu dumm sich Zwang anzuthun, ließ seine Absichten errathen, und gar bald wurden sie im ganzen Dörfgen bekannt; selbst der Liebhaber erfuhr dieses neue Unglück. Man werfe nur einen flüchtigen Blick auf diese Unglücklichen. Renatus erfährts, daß er sich anders nicht als durch Schande retten kann; Eulalie, gesetzt, sie könnte ihr Ohr vor der Stimme der Tugend verschliessen, befindet sich immer in der traurigen Wahl, entweder

der ihren Liebhaber zu verrathen, oder ihren Bruder ganz zu verlassen; und der arme George, der zugleich zum Märtyrer für seine Delicatesse und seiner Liebe wird, wagts ferner nicht, seine Eifersucht seiner Geliebten merken zu lassen, weil er sie nicht bitten kann, der Liebe treu zu seyn, ohne in sie zu dringen, die Natur zu verrathen.

Als Eulalie an dem nehmlichen Tage voll schwermüthiger Gedanken ums Dorf spatzieren gieng, begegnete ihr Sainrive, und redete sie also an. Wie stehts? denkt Sie über den Entschluß nach, den sie fassen will? überlege Sie dies wohl; Wenn ich viel für Sie thue, so ist es wenigstens sehr billig, daß Sie etwas für mich thut. Nein, gnädger Herr! antwortete Eulalie lebhaft, ich kanns nicht glauben, daß Sie Anschläge gegen mich gefaßt haben sollten. Sie hätten beschlossen meinen Bruder aufzuopfern; und haben blos deswegen Bedingungen auf seine Begnadigung gesetzt, um sie unmöglich zu machen. Kleine Ungläubige, antwortete ihr Sainrive, und brachte sogleich einige abgeschmackte verliebte Reden vor. Endlich verließ er sie mit den Worten: ich bitte Sie mein schönes Kind, nur vierzehn Tage zu Paris mit mir zuzubringen. Dies ist mein letztes Wort. Um Aufsehen zu vermeiden, will ich morgen früh an den nehmlichen Ort kommen, und mir ihre letzte Antwort holen.

Als Eulalie sahe, daß er fortgegangen war, nahm sie sich zwar vor, nicht hinzukommen: nachdem

dem sie unterdeß die ganze Nacht hindurch über ihre Lage nachgedacht hatte, überraschte sie des Morgens plötzlich ein Gedanke wie ein Lichtstrahl. Sie stund auf und machte sich fertig, sich an dem bestimmten Orte einzufinden. Der Anschlag, den sie gefaßt hatte, war kühn; wir wollen nun sehen, wie er ausschlagen wird.

Sainrive, der einen Augenblick nachher an dem nehmlichen Orte ankam, gerieth in eine angenehme Verwunderung, da er Eulalien schon daselbst fand. Wohlan dann, meine Geliebte, kommt Sie mir mein Glück anzukündigen? Eulalie, die von ihrem Entwurfe nicht abgieng, sagte zu ihm: ich thue was die Noth erfodert. Sainrive der ganz bezaubert war, erschöpfte alle gemeine Orte der Galanterie. Eulalie ersuchte ihn, er möchte so gnädig seyn, und ihrem Bruder einen Brief überschicken, den sie an ihn geschrieben hätte, und ihn sogleich auf freyen Fuß stellen lassen. Ich verlange von Ihnen, sagte sie, um Sie zu begleiten, blos so viel Zeit, daß ich Abschied von ihm nehmen kann. Sogleich rufte Sainrive einen von seinen Leuten, der in einiger Entfernung stund, damit er Eulaliens Brief ihren Bruder überbringen, und zugleich Befehl geben möchte, ihn des Verhafts zu entlassen. In dem Briefe meldete sie ihm, um ihn zu retten, habe sie alles bewilligt. Vor ihrer Ankunft hatte sie Georgen das nemliche geschrieben, und es einer ihrer Freundinnen entdeckt, die es gar bald allen übrigen vertraute. Endlich be-

gab sich fast Jedermann auf einmal an den Ort, wo Sainrive nebst Eulalien war. Sobald sie die Ankunft dieser Leute gewahr wurd, bat sie sichs von Sainriven zur letzten Gnade aus, er möchte sich, ehe sie mit ihm abreisste, hinter eine Art von Dornhecke verbergen, wo er alles hören könnte, ohne gesehen zu werden.

George kam zuerst an; und da er nach diesem schrecklichen Streiche weiter nichts zu fürchten zu haben glaubte, so ließ er seinen ganzen Zorn gegen die undankbare Eulalie ausbrechen. Meineydige, rief er aus, du hast also deiner Liebe und deinen Schwüren entsagt? Ich danke dir wenigstens dafür, daß du dich entehrst, indem du mich verlässest: ich will mich durch Verachtung von meiner Liebe heilen. Du hast also deine Entehrung versprochen? Bey diesen Worten kam der Bruder dazu. Niederträchtige und treulose Schwester, rief er ihr zu, bey der Ankündigung meiner Begnadigung, kündigst du mir also deine Schande an? Ist es wahr? zur Dankbarkeit für deine Wohlthat, willst du also meinen Haß und meinen Fluch hinnehmen? Ja, antwortete Eulalie kaltsinnig, ich verdiene deinen Fluch, und ich will ihn verdienen. Viele von ihren Gespielinnen kamen auf einmal an, um sie mit den demüthigendesten Vorwürfen zu überhäuffen. Was! sagten sie, du entsagst deiner Unschuld, entsage demnach auch unsrer Freundschaft. Wir schämen uns, daß wir dir den Namen einer Freundin zugestanden haben. Wir verachten dich eben so sehr, als wir dich geliebt haben.

Sainriven, der sich versteckt hatte, entgieng kein einziges Wort von dieser Unterredung. Die Freundinnen, der Bruder und der Liebhaber redeten alle zugleich, und häuften die schimpflichsten Vorwürfe. Ja, rief sie aus, ja, ich bin der Freundschaft meiner Gespielinnen, bin der Liebe eines Bruders, und der Zärtlichkeit eines Liebhabers unwürdig. Ich bin ein Gegenstand der Verachtung. Ich bin verächtlich, und bin es durch meine Wahl. Sogleich sprang Sie auf Sainriven zu, und rief: seht was ich habe werden sollen, um die Eurige zu seyn: lassen Sie uns nun abreisen. Sainrive wurde durch dies Schauspiel überwunden, und schämte sich über sein Verfahren. Er bath Eulalien wegen seiner schändlichen Verfolgungen um Vergebung, und ersuchte sie ein Heyrathsgut anzunehmen. Er verband sie mit Georgen, und erboth sich dabey, für ihr Glück zu sorgen, wofern sie zu Paris wohnen wollten. Eulalie aber die sich diesem Meere nicht mehr anvertrauen wollte, auf welchem sie schon Schifbruch gelitten hatte, und nicht willens war einem schon gefundnem Glück zu entsagen, um nach einem ungewissen zu streben, bath ihn, er möchte sie in ihrer ländlichen Wohnung lassen. Zum Glück für den Renatus, der außerdem nie froh gewesen wäre, wurde der Bediente vollkommen geheilt. Sainrive überhäufte sie mit Wohlthaten. Sie blieben alle drey im Dorfe, und alle drey lebten glücklich.

Die

Die Pedantische Erziehung.

Der Schauplatz des folgenden Auftritts liegt in Ansehung der Zeit und der Entfernung ziemlich weit von uns ab: die Schauspieler lebten vor der Belagerung Troyas, und zu Troja selbst. Paris war noch nicht über das Meer geschift, um sich eine Maitresse zu verschaffen, und Menelaus hatte noch kein ganzes Reich zerstört, um seine Gemahlin wieder zu bekommen: aber Priamus war schon seit langer Zeit auf dem Thron.

Policleas hatte einen Sohn: er war ein guter ehrlicher Alter, der seine Kinder weit besser zu lieben, als sie zu erziehen wuste. Uebrigens besaß er Zärtlichkeit, und es fehlte ihm an Einsichten. Wenigstens hatte er Kopf genug, um in sein Herz und seinen Verstand ein Mißtrauen zu setzen. Er wählte einen Erzieher für seinen Sohn: er war willens, es möchte auch kosten was es wollte, aus diesem Sohne einen sehr guten Menschen zu machen. Man wird sehen, ob der Lehrer, den er gewählt hatte, zur Erreichung seiner Absichten taugte. So viel ist sicher, daß Policleas es an nichts fehlen ließ. Er that sogar etwas, was man von ihm nicht hätte erwarten sollen. Um seiner Erziehung keinen Zwang anzuthun, war er es zufrieden, sich des Anblicks seines Sohns zu berauben, und schickte ihn,

nebst

nebst seinem Lehrer, etliche Meilen von Troja hinweg.

Der Lehrer hieß Manassus, und der Zögling Lenidor. Dieser Manassus war der methodisch gelehrteste Mann, den man vor und nach Trojas Belagerung gesehen hat. Er verstund seine alten Schriftsteller sehr gut, die wir nicht verstehen, und er führte sie mit der gewissenhaftesten Treue an. Gleich korrect in seinem Betragen und in seinen Reden, schien er, wenn er sprach, alle seine Worte zu zählen und abzumessen, wie er im Gehen seine Schritte zählte und abmaß. Seit dreißig Jahren pflegte er zur nehmlichen Stunde aufzustehen, sein Mittags- und Abendessen einzunehmen, und sich zu Bette zu legen. In seinem Studirzimmer herrschte eine bewundrungswürdige Ordnung. Er behauptete, ein Mann, dessen Hauswesen in Unordnung wäre, könne kein guter Logicus seyn. Oft sagte er zu seinem Zöglinge, wie wollen Sie ordentlich denken, wenn Sie ihr Zimmer nicht in Ordnung halten können? Glauben Sie mir, setzte er hinzu, jedes Buch das in einer Studirstube nicht auf der rechten Stelle liegt, kündigt einen unordentlichen Gedanken im Kopfe seines Besitzers an.

Aber so methodisch er in seinem Unterrichte war, eben so pünktlich war er auch dem Policleas von der Aufführung und den Fortschritten seines Zöglings Rechenschaft abzulegen. Alle Tage schrieb er auf was Lenidor den Tag vorher gethan hatte; und alle Morgen erhielt Policleas den Raportzettel

des vorigen Tags, worinnen jede Handlung seines Sohns sehr ordentlich und umständlich beschrieben, nach ihren Bewegungsgründen vorgestellt, und in Ansehung der Zeit und des Orts sehr genau angegeben war. Der Erzieher hatte sich aus Geschmack an dies Gesetz binden wollen, und Policleas war desto lieber damit zufrieden gewesen, weil er, wie man bald sehen wird, durch besondre Bewegungsgründe dazu veranlaßt wurde.

Policleas war einer von den vornehmsten Männern im Staat, und so wie er durch seine Geburt und seine Dienste die Gunst des Hofs erhalten hatte, so hatte er sich durch seine lange Frömmigkeit den Schutz der Götter erworben. Jupiter, der damals Wunder that, jetzt aber keine mehr thut, hatte ihm durch sein Orakel versprochen, die sechs ersten Bitten zu erhören, die er an ihn thun würde. Es war also diesem gutem Alten sehr lieb, daß er recht oft Nachrichten vom Lenidor bekam, damit er Jupiters Macht zu rechter Zeit anflehen und so zu sagen den Beherrscher der Götter dahin vermögen könnte, bey der Erziehung seines Sohns mitzuwürken.

Lenidor hatte schon das mannbare Alter erreicht, als der Vater eines Tages folgenden Raportzettel erhielt: gestern früh, um sechs Uhr, zehn Minuten, ohnweit dem scäischem Thor, hat sich die natürliche Neigung des einen Geschlechts zum andern, an Lenidorn auf eine fürchterliche Art gezeigt.

Hierauf erzählte Manassus, wie feurig die Augen seines Zöglings worden wären, als er ein

jun=

junges Mädgen vorbey gehen sehen; wie er ihr hätte nachlaufen wollen, wie seine Stimme, wie—— und so weiter. Hierauf breitete er sich sehr gelehrt, über die Gefahren der Leidenschaft der Liebe aus, und gab dem Policleas Nachricht von den Würkungen seiner Beredsamkeit, die er bey seinem Zöglinge angebracht hätte, um ihm einen Widerwillen gegen das Frauenzimmer einzuflößen.

Der Vater, der durch das Schrecken des Lehrers selbst in Furcht gesetzt worden war, eilte zum Altar des Jupiter, seines Beschützers, und bath ihn, er möchte seinem Sohne, nach dem Wunsche des Manassus, einen Widerwillen gegen das Frauenzimmer einflößen. Jupiter der durch sein dem Policleas gethanes Versprechen gebunden war, muste ihn erhören.

Manassus war ein Menschenfreund, und folglich kein Freund vom Kriege. Eines Tags wurde er gewahr, daß Lenidor der von ohngefähr einen Degen gefunden hatte, sich desselben begierig bemächtigt hatte, und ihn nicht mehr aus den Händen lassen wollte. Bey diesem Anblick wurde Manassus von Unwillen und Schrecken befallen, und schrieb den folgenden Tag am frühen Morgen einen neuen Raportzettel: gestern Punkt drey Uhr, am Ufer des Simois, ohnweit eines Gehölzes, wo die schöne Venus zu dem jungen Anchises kam, hat ein kriegerisches Fieber Lenidors Herz zum zweytenmal erschüttert, welches eine heftige Neigung zum Kriege verräth.

Darüber gerieth der Vater in neue Unruhe, bethete von neuem zum Jupiter, und dieser erhörte ihn abermahls.

Ein dritter Raportzettel benachrichtigte den Policleas, sein Sohn wäre wohlthätig, brächte aber seine Wohlthaten öfters übel an, und könnte sich nicht einbilden, daß man nie geben muß, ohne zu wissen wem man giebt.

Ein andermahl wurden Lenidorn sehr ernsthafte Vorstellungen darüber gemacht, und beym Vater liefen große Klagen ein, daß sein Sohn überwiesen worden war, einige Minuten über die gesetzte Zeit Schach gespielt zu haben, welches eine große Neigung zum Spiel verriethe.

So spähte Manassus die geringsten Fehler an seinem Zöglinge aus, um sie von ihrer Entstehung an auszurotten, und Policleas flehte den Jupiter an, der das Werk immer vollends zu Stande brachte.

Als der Lehrer seine Arbeit vollendet zu haben glaubte, schrieb er in folgenden Ausdrücken an den Policleas: diesen Morgen um vier Uhr schreibe ich an Sie, um Ihnen Nachricht zu geben, daß wir, mein Zögling und ich, uns morgendes Tags um die nehmliche Stunde auf den Weg machen werden, um wieder zu Ihnen zu kommen. Aus einem ungebildetem Kinde, das Sie mir anvertraut hatten, habe ich ein vollkommnes Geschöpf zu machen gewußt.

Er machte sich in der That, den folgenden Tag Schlag vier Uhr nebst seinem vollkommnem Geschöpfe

schöpfe auf den Weg, und sie kamen den nehmlichen Tag beym Policleas an, der beynahe vor Freude gestorben wäre, als er seinen Sohn umarmte.

Lenidor wurde auf eine hochtrabende Art in der großen Welt angemeldet, und man hatte Gründe genug zu seinem Lobe. In einem Alter von zwanzig Jahren hatte er weder eine Neigung zum Spiel, noch zum Frauenzimmer. Er bewies auf eine überzeugende Art, durch Gründe und Beyspiele, daß der Krieg eine Geissel der Menschheit sey: er schwatzte von Tugend, und verstund sich so gut darauf als Socrates selbst. Mit einem Worte, man fand keinen einzigen Jugendfehler an ihm.

Lenidor erhielt allenthalben eine vorzüglich gute Aufnahme, der Vater Glückwünsche, und der Lehrer Lobsprüche und Pensionen. Da man aber mit diesem Wunder etwas bekannter worden war, fand die Critik an Lenidors Vollkommenheit gar bald manches auszusetzen.

Sein Herz war bey einem artigem Frauenzimmer eben so unverwundlich als das Herz eines alten Weltweisen: aber man bemerkte gar bald, daß er eben deswegen plump und ungeschliffen war, wenn er sich in einer Gesellschaft befand. Es ist ein Fehler das Spiel alzusehr zu lieben; aber man fällte in vielen Häusern das Urtheil, daß es ein noch größerer Fehler wäre, es ganz und gar nicht zu lieben. Mehr als einmal, wenn er fand daß man ihn zu einer Spielpartie nöthig hatte, schlug er sie aus; und man sagte beynahe ganz laut, es

wäre lächerlich daß jedermann lange Weile haben sollte, weil eine einzige Person sich keinen Zeitvertreib machen wollte. Man erklärte ihn für ein unnützes Geschöpf und einen sehr groben Menschen.

Unterdes war Helene entführt worden, und Trojas Belagerung nahm ihren Anfang. Da Policleas einer der vornehmsten Männer im Staate war, so beredete man ihn, obgleich mit vieler Mühe, daß er seinen Sohn wider die Feinde zu Felde schicken müsse; und da man von Lenidorn glaubte daß er eine bewunderungswürdige Klugheit besäße, so schickte man ihn mit einem kleinen wohlgeübtem Haufen wider den Menelaus ab, von dem man wuste, daß er in einem gewissen kleinen nahgelegnem Flecken mit einem Detachement von der Armee cantonirte. Sein Marsch war so schnell und so geheim, daß Menelaus ihre Ankunft blos durch das Geschrey der Sterbenden erfuhr, die haufenweise unter den Streichen der Trojaner fielen. Das Niedermetzeln sollte allgemein seyn: es wäre für die Trojaner ein Sieg, vielleicht selbst die Rettung des unglücklichen Troja gewesen; denn des Menelaus Tod hätte diesen Krieg endigen können, in den man sich blos seinetwegen einließ. Aber beym Anblick des strömenden Bluts empörte sich das Herz des Philosophen Lenidor. O heilige Menschheit, sagte er, ich höre deine Stimme. Zu gleicher Zeit rief er seinem Haufen mit einer Donnerstimme zu, die Waffen niedergelegt! da entsank das Gewehr den Händen der Stürmenden, und

Lenidor

Lenidor gab plötzlich Befehl zum Zurückzuge. Die Griechen, die über ihren Abmarsch beynahe eben so sehr erstaunten, als sie über ihre Ankunft erstaunt waren, bekamen Zeit zu den Waffen zu greifen; sie setzten den Flüchtigen nach, und hieben sie nieder; und der Sieger Lenidor kam blos nach Troja zurück, um seine Niederlage zu verkündigen. Dieser Vorfall brachte ihm wenig Ehre, und man urtheilte, daß er ein schlechter Bürger gewesen sey, weil er ein alzuguter Weltweiser gewesen wäre.

Man ertappte ihn auch noch über andren beynahe ähnlichen Sonderlichkeiten, die gleichfalls von einem lobenswürdigen Bewegungsgrunde herrühr-ten. Zum Exempel, da man ihn gelehrt hatte, das nicht Tugend zu nennen, was blos den Schein davon hatte, so untersuchte er die Bewegungsgründe der schönen Handlungen, die man in seiner Gegenwart erzählte so genau, daß er sie beynahe zu Nichts machte. Er dachte nicht daran, daß die menschlichen Tugenden nothwendig etwas von der Menschheit an sich haben müssen; und da dasjenige, was in eines andren Munde ein Lobspruch war, in dem seingen, ohne eben böse gemeint zu seyn, sehr oft zur Satyre wurde, so machte er sich Feinde die Menge, und keinen einzigen Freund.

Doch liebte er die Wohlthätigkeit; die Art aber wie er sie ausübte war lächerlich. Er hatte sich ein so unverbrüchliches Gesetz gemacht, seine Dienstleistungen gut anzubringen, daß er eines Tages, da er einem Unglücklichen helfen sollte, den

eine Stunde Verzögerung ums Leben bringen konnte, sich erst nach seiner Lebensart und seiner Aufführung erkundigen wollte.

Policleas ganz erstaunt über die Vorwürfe die man seinem Sohne machte, zog einen alten Freund zu rathe, der ihm zur Antwort gab: Mein Freund, der Mann der Lenidorn erzogen hat ist würklich ein Feind des Lasters, und ein Freund der Tugend; aber zwey Hauptpunkte sind ihm, wie mich dünkt, unbekannt. Der erste ist dieser, daß es gewisse Tugenden giebt, die nothwendig an gewisse Fehler gränzen, und daß man, wenn man ein Laster mit alzugroßer Gewalt ausrotten will, öfters Gefahr lauft eine Tugend auszurotten; der andre ist dieser, daß der Grundsatz, Nichts zu viel, der Wahlspruch des Weisen seyn soll.

Diese Betrachtungen begleitete der Freund mit einem Rathe den Policleas befolgte. Man verwickelte Lenidors alzustrenge Tugenden in einen Streit mit der Schönheit einer jungen Trojanerin, die ihrer weit mehrere von der bloßen Natur gelernt hatte, als ein langes Studiren dem Lehrer und dem Zöglinge zugleich hatte beybringen können. Zur Ausführung dieses großen Werks wurde Zeit und Mühe erfordert; da sie aber merkte, daß Lenidor anfing sie artig zu finden, legte sie einen neuen Erziehungsplan für ihn an. Der Schüler fand gar bald daß Zanirens Unterricht, (so hieß sein neuer Lehrer) gewisse Annehmlichkeiten hatte, die des Manassus Unterweisungen fehlten. Da er indeß

von

von demjenigen, den er von dem letzteren bekommen hatte, ganz verschieden war, so fiel es ihm äußerst schwer sich daran zu gewöhnen; aber je nachdem Zanire eine neue Gewalt über ihn gewan, gab sie ihm auch eine neue Arbeit auf.

Sie ließ ihn einige Gesellschaftsspiele lernen; sie wollte nicht daß er ein Spieler werden, aber sie wollte, daß er spielen sollte.

Gleich anfangs hatte sie ihm die Art vorgeschrieben, wodurch er sich bey ihr beliebt zu machen suchen sollte; und sie hatte ihren Plan dergestalt eingerichtet, daß Lenidor sich durch eben die Mittel bessern sollte, die er anwenden würde, ihr zu gefallen. Zum Exempel die Liebkosungen die er ihr machen sollte, bestunden darinnen, daß er ihr bald ein Danksagungsschreiben irgend eines Unglücklichen, dem er fast ohne Untersuchung beygestanden hatte, bald etwas anders von der Art zeigen muste. Das Lob eines braven Kriegers der dem Staate rechtschaffen gedient hatte, galt bey ihr so viel als ein Compliment das man ihrer Schönheit machte: man wuste es ihm Dank wenn er ein artiges Frauenzimmer freundlich gegrüßt, oder auf eine höfliche Art mit ihr gesprochen hatte; und die Belohnung blieb nie außen. Sie bestund in einem zärtlichem Worte, oder einem verliebtem Blicke; man gieng sogar noch etwas weiter. So wuste Zanire aus Lenidorn einen rechtschafnen und zugleich liebenswürdigen Mann zu machen; so verbesserte ein artiges Frauenzimmer das Werk eines Gottes und

eines Gelehrten. Endlich heyrathete Zanire ihren Zögling, und er machte sie glücklich, nachdem sie ihn klug gemacht hatte.

Welch ein Freund!
oder
Das seltene Verfahren.

Herr von Clinfort und Herr von Minval, die seit ihrer zartesten Kindheit Freunde gewesen waren, schwatzten den einen Abend auf eine vertraute Art mit einander. Die Unterredung war anfangs gleichgültig und allgemein: sie lenkte sich aber auf besondre Dinge, und blieb bey einem wichtigen Gegenstande stehen. Halt! sagte Herr von Minval, wißen Sie wohl was unter allen Geschäften des Lebens das beschwerlichste ist? Was denn, antwortete der Herr von Clinfort? – – – Seine Tochter zu verheyrathen. (Herr von Minval hatte damals eine mannbare Tochter.) Meiner Treu, ich glaube Sie haben recht, sagte sein Freund zu ihm. Hierauf vertraute ihm der Herr von Minval alle seine Besorgnisse: Sie wissen, sagte er zu ihm, daß ich keine andre Absicht habe, als meine Tochter glücklich zu machen: aber ich fürchte mich in der Wahl des Mittels dazu zu irren; ich habe mein Herz, meine Vernunft und das Beyspiel anderer darüber zu Rathe gezogen, und bin noch immer so unge=

ungewiß wie vorher. Ich habe Väter gesehen, die blos das Vermögen berechnen, andre, die blos auf die Neigung ihrer Kinder sehen: mit einem Worte, es ist immer entweder die Vernunft oder die Liebe, die Heyrathen schließt; und ich habe die Vernunft und die Liebe immer gute und üble Heyrathen schliessen sehen: ich gestehe es Ihnen, dies setzt mich in Furcht. Es ist wahr, antwortete der Herr von Clinfort, der, wie man bald sehen wird in seinem Charakter etwas originelles hatte; es ist wahr, ich sehe von allen Seiten Schwierigkeiten, und fast unvermeidliche Gefahren, vorzüglich für ein Mädgen; denn einer Frau fällt es bey weitem nicht so leicht den häuslichen Verdrüßlichkeiten zu entgehn, als ihrem Manne. Aber was ist zu thun? Ein Mädgen liebt entweder ehe es heyrathet, oder es wird nachher lieben müssen: dies muß so seyn, es ist so, und das Verlangen der Natur wird nie getäuscht. Liebt sie ihren Gatten vorher, so wird sie aufhören ihn zu lieben, denn alles muß einmahl ein Ende nehmen. Heyrathet sie ehe sie geliebt hat, so wird sie unstreitig nachher lieben; aber wen wird sie lieben? Vermuthlich nicht ihren Mann — — — Ey warum denn, unterbrach ihn Herr von Minval ganz erstaunt, warum denn nicht ihren Mann? Und warum denn, versetzte Herr von Clinfort vielmehr ihren Mann als einen andern? Man liebt immer, nicht eben das was man lieben soll, sondern was man liebenswürdig findet. Wenn demnach eine junge Frau von hundert Personen umringt ist, die ihr zu

gefallen suchen, so kann man neun und neunzig gegen eins wetten, daß sie ihren Mann nicht lieben wird. Diese Rechnung, die Sie genau finden müssen, würden andre noch dazu sehr billig finden; denn ich rechne hier den Mann völlig für eine Person; und bringe Ihnen in der Rechnung den Abfall nicht mit in Anschlag, den dieser Nahme in den Vollkommenheiten eines liebenswürdigen Mannes, wenigstens in den Augen seiner Frau, verursacht. Herr von Minval konnte sich nicht enthalten zu lächeln, und Herr von Clinfort fuhr fort, ohne sich stören zu lassen: ich mache daher den Schluß, daß wenn es so seyn muß, daß eine Frau, früh oder spät nach ihrer Verheyrathung, aufhört ihren Mann zu lieben, oder anfängt einen andern zu lieben, daß in einem solchen Fall, das blinde Glück ein eben so guter Rathgeber ist als die Klugheit.

Es ist Zeit einige Worte über den Charakter des Herrn von Clinfort zu sagen: er war ein Mann von Kopf, der Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit besaß. Bey einem Antheile von Verstande, der vollkommen hinreichend war richtig zu urtheilen, war er ein peinlicher Mann für jeden der ihn um Rath fragte. Er fand immer Auswege, aber er sahe alles Gefährliche dabey allzu gut ein. Er setzte so wenig Zutrauen in seine Rathschlage, daß er sie selbst durch den ungewissen Ton, womit er sie gab, in Mißcredit brachte. Beklagte man sich gegen ihn über einige Unglücksfälle, so

ließ

ließ er einen höchst verdrüßliche kleine Umstände darinnen merken, die man selbst nicht wahrgenommen hatte: nicht etwan, weil er Lust hatte einen zu betrüben; sondern seine lebhafte Einbildungskraft verursachte, daß er alles sahe; seine Freymüthigkeit machte daß er alles sagte; und er erschreckte einen blos, weil er selbst beunruhigt war.

Die Unterredung mit dem Herrn von Clinfort, war, wie man leicht sieht, eben nicht geschickt, dem Herrn von Minval Licht in der Sache zu geben: aber während daß er es hin und her überlegte, zeigte sich eine Partie, die ihm schicklich zu seyn schien. Es war ein junger Mensch, der schon ein ganz artiges Vermögen besaß, und mit dem eine Verbindung ehrenvoll war. Des Herrn von Minval Unentschlossenheit konnte so vielen Vortheilen nicht widerstehen. Er betrachtete den Vorschlag den man ihm that, als einen Rath, als einen Befehl des Himmels; und sein Gewissen, das durch die Rechtschaffenheit seiner Absichten beruhigt wurde, setzte ihn über alle seine Besorgniße hinweg. Noch an dem nehmlichen Tage wurde Milcour dem Fräulein von Minval als ihr künftiger Gemahl vorgestellt.

Das Fräulein von Minval befand sich seit ihren Kinderjahren im Kloster, mit der heftigen Begierde die Welt zu sehen. Diese Stimmung der Seele, ist für das Herz eines jungen Mädgens gefährlich. Unstreitig würde Gefahr dabey seyn, wenn man sie vor ihrer Verheyrathung in die Welt

hineinstoßen wollte; aber ists nicht ebenfalls gefährlich, sie bis zu diesem Zeitpunkte in einer allzugroßen Entfernung davon zu halten? Sollte es nicht vernünftiger seyn, sie nach und nach daran zu gewöhnen, statt sie in der Eil aus der Sklaverey in die gröste Freyheit zu versetzen? denn dies ist beynahe der Weg den man ein junges Mädgen gehen läßt, wenn man ihr, sobald sie aus dem Kloster kommt, einen Mann giebt. Welch eine heftige Erschütterung für eine junge Person, wenn man sie auf einmahl, und an dem nehmlichen Tage die Einsamkeit mit der Welt, und die Sklaverey mit der Unabhängigkeit vertauschen läßt! Was muß daraus entstehen, wenn sich heftige Leidenschaften, und die Liebe zum Vergnügen mit einmischen?

Die Betrachtungen die wir jetzt hergesetzt haben, sind das Resultat einer Unterredung zwischen dem Herrn von Minval, und dem guten Herrn von Clinfort, der, wie man weiß, bey seinen Raisonnemens immer zwischen pro und contra stehen blieb. Das Fräulein von Minval gerieth wirklich in diese Gefahren: wir wollen sehen, ob sie so glücklich war, ihnen zu entgehen.

Kaum sahe sie Milcourn im Sprachzimmer, so glaubte sie Liebe gegen ihn zu haben, denn sie merkte sehr wohl, daß ihre Unabhängigkeit an diese Neigung gebunden war. Sobald er sich ihr zeigte, dachte sie sogleich, er wäre der Mann, der sie in die Welt bringen würde; dieser angenehme Gedanke verschönerte ihn in ihren Augen, machte ihn

liebenswürdig; mit einem Worte, sie glaubte ihn wegen der Anmuth seines Geistes, und wegen seiner persönlichen Vorzüge zu lieben, während daß sie ihn blos wegen des Diensts liebte, den sie von ihm erwartete. Mit diesen Gesinnungen begleitete sie ihn zum Altar, um ihm ihre Hand zu geben. Der Wirbel der Welt, der sie anfangs dahin riß, erlaubte ihr nicht zu bemerken, ob sich ihr Herz getäuscht hätte; sie hatte keine Zeit daran zu denken. Uebrigens hatte die Frau von Milcour (so wollen wir sie in Zukunft nennen) nicht etwan einen von den widerlichen Männern genommen, derer man sich des Wohlstands wegen schämen muß. War sie artig, so war Milcour liebenswürdig; war sie noch nicht zwanzig, so war Milcour noch nicht dreyßig Jahre alt; und die Eigenschaften des Herzens entsprachen bey ihm den Annehmlichkeiten des Geists. Er liebte seine Frau wirklich; die Sorge ihr Vergnügen zu verschaffen, war seine erste Bemühung. Sie dankte ihm davor; aber im Ausdruck ihrer Dankbarkeit lag mehr Politesse, als Rührung. Die unabläßigen Aufwartungen ihres Mannes nahm sie nicht etwan so auf, wie man die Verehrung eines Vasallen annimmt; sie zeigte dabey weder Stolz noch Verachtung; sie würde dankbar gewesen seyn, wenn sie daran gedacht hätte, daß sie es seyn sollte; denn es fehlte ihr weder an Gefühl noch an Verstande. Sie hätte ihren Mann liebenswürdig gefunden, wenn sie sein Herz geschätzt, wenn sie sich die Mühe genommen hätte es zu untersuchen. Hierzu,

um ihr Gemählde zu vollenden, noch den Zug, die Mode war ihr Tyrann. Diese Beschäftigung führt sehr weit, nimmt viel Zeit hin; und man kann dabey nicht an alles dencken.

Milcour wurde es bald gewahr, daß er im Herzen seiner Frau um gar nichts weiter kam, und da er verliebt in sie war, so verstärkte diese Bemerkung seinen Verdruß und seine Furcht. Nie fand er seine Frau gleichgültig, ohne zu befürchten, er möchte sie bald untreu sehen. Er eröfnete seinem Schwiegervater, der ihn zärtlich liebte, seine Besorgniß, oder zum allerwenigsten seinen Verdruß, und fragte ihn wegen des Betragens, das er gegen sie beobachten sollte, um Rath. Der Herr von Minval führte ihn zum Herrn von Clinfort, der ihn ebenfalls kannte, damit er ihn wegen eines so wichtigen Umstands zu Rathe ziehen möchte. Es giebt dergleichen Leute, die auf diese Art der Rath einer ganzen Familie sind. Die kleinen Kinder holen sich bey ihnen guten Rath, blos aus dem Grunde, weil ihr Großvater es that. Es fällt weder eine Hochzeit noch ein Begräbniß vor, wovon sie nicht die Kosten festsetzen, oder die Bedingungen angeben; kein Taufen, wobey sie nicht die Gevattern ernennen. Diese Folgsamkeit wird beynahe als eine Pflicht betrachtet; und oft sollte es einem schwer fallen zu errathen, was doch wohl den Grund zu diesem gränzenlosen Zutrauen hat legen können. Was den Herrn von Clinfort betrift, so weiß man, daß er viel Verstand besaß, aber eine Art von Verstand, die ihn eben nicht sonder-

lich

lich fähig machte Rathschläge zu geben. In den Geschäften des Lebens bringt derjenige der nicht genug sieht, seine Zeit damit zu, daß er Thorheiten begeht; und wer zu viel sieht verliehrt sie dadurch, daß er zu genau untersucht. Auch Herr von Clinfort war bey weitem geschickter, Milcourn die Augen in Ansehung des Betragens seiner Frau zu öfnen, als ihm den Weg vorzuzeichnen, welchem er folgen sollte. Doch machte er ihm für diesmahl nicht viel beunruhigende Bemerkungen vor; er sagte blos, seine Frau habe bis jetzt kein ander Unrecht gegen ihn, als ihre Jugend, und ihren Hang zu Zerstreuungen. Als ihn Milcour hierauf gefragt hatte, ob er es für klüger hielte, sie in ihren Vergnügungen etwas einzuschränken, oder ihr immer die nehmliche Freyheit zu lassen; so fieng der Herr von Clinfort an, ihm alle Schwürigkeiten, die mit beyden Systemen verknüpft wären, vorzustellen. Ein Mann, setzte er hinzu, kann seine Frau strafbar machen, und das eben durch die Behutsamkeit die er anwenden wird, um zu hindern, daß sie es nicht sey. Lässet er ihr die völlige Freyheit, so findet sie Gelegenheiten; benimmt er sie ihr, so sucht sie sie selbst auf. So verließ Milcour den Herrn von Clinfort, ohne zu wissen, wie er es anstellen sollte, seine Frau wieder zurecht zu bringen, und beschloß, ohneracht der Ungeduld, die der Liebe so natürlich ist, alles von der Zeit und seiner Achtsamkeit gegen sie zu erwarten.

Seit der Zeit vergrößerte sich die Gefahr, durch gewisse Umstände, die wir nun bekannt ma-

chen müssen. Milcour hatte einen Sohn des Herrn von Clinfort grade zu seinem vertrautestem Freunde, der zur Zeit seiner Heyrath abwesend war. Da der Ritter, (dieser ist eben Milcours Freund) einige Zeit hernach zurückgekommen war, so eilte Milcour ihn seiner Frau vorzustellen. Er verließ sich auf seine Freundschaft, und man wird sehen, daß er sein Herz richtig beurtheilt hatte. Der Ritter besaß alle Eigenschaften, die Frauenzimmer den Kopf verrücken, und die Hochachtung und Freundschaft der Mannspersonen verdienen können; er war einer von den liebenswürdigsten jungen Leuten seiner Zeit; und unter dem Anstrich der Anmuth, unter dem äusserlichen Ansehen eines Weltmanns, selbst unter dem Schein des Leichtsinns, verbarg er die Grundsätze einer strengen Rechtschaffenheit und sogar den Muth der Tugend. Sein Verdienst, vorzüglich seine Annehmlichkeiten fielen der Frau von Milcour, die er sehr oft sahe, stark in die Augen. Der Ritter liebte seinen Freund zärtlich; und er betrübte sich aufrichtig, da er wahrnahm, daß seine Frau ungerecht gegen ihn war. Gar bald machte er noch eine andre Entdeckung: er bemerkte, daß er einigen Eindruck aufs Herz der Frau von Milcour gemacht habe. Da er sie allzugut kannte, als daß er nicht eine sehr starke Neigung bey ihr hätte vermuthen sollen, so gab ihm die Freundschaft einen Anschlag ein — — — Wohl den sonderbarsten Anschlag, den man je in dergleichen Umständen gefaßt haben mag.

Sobald er die Zuneigung die die Frau von Milcour gegen ihn trug, bemerkt hatte, beschloß er einer Erklärung auszuweichen: um aber einen Vorwand zu haben, diese verliebte Neigung zu unterhalten, ohne genöthigt zu seyn, sie für Liebe anzusehen, bat er sie, gleichsam aus Freundschaft für den Herrn von Milcour, sie möchte die Gütigkeit haben, und sich seiner bey allen Gelegenheiten bedienen, wo sie einen Kavalier nöthig haben würde. Zugleich sagte er ihr, da sein Herz völlig frey wäre, so könnte er ihr seine Aufwartung wiedmen, ohne ihr ein Opfer zu bringen; und er bathe sie recht sehr, sie sollte sich auf eine standhafte Freundschaft sicher verlassen. Sollte ihr Herz, setzte er mit einem liebenswürdigen Lächeln hinzu, je eine zärtliche Verbindung eingehn, so verspreche ich Ihnen mich zurück zu ziehen, ehe sie mich noch daran erinnern. Ich weiß, daß die Freundschaft der Liebe nicht überlästig seyn muß.

Die Frau von Milcour nahm diesen Freundschaftsantrag desto lieber an, weil sie sich vielleicht einbildete, der Ritter könnte unter diesen Nahmen eine zärtlichere Neigung sehr leicht verbergen: oder wenigstens schmeichelte sie sich, sie würde mehr Gelegenheit haben, sie ihm einzuflößen. Bald hernach wurde sie durch durch die fleißige Aufwartung des Ritters, und selbst durch seine Reden in der Einbildung, die sie anfangs gehabt hatte, bestärkt. Des Ritters Absicht war nicht, die Neigung die sie gegen ihn trug abzuschrecken, denn auf

diese Neigung gründete er eben den glücklichen Erfolg seines Anschlags.

Bey einem ihrer ersten Tête à tête glaubte er den ersten Versuch machen zu müssen. Die Frau von Milcour mischte mehr Beredsamkeit in ihre Blicke, in ihre Reden mehr Zärtlichkeit; und des Ritters Herz schien sich den sanftesten Eindrücken zu öfnen. Nach und nach, und vermittelst eines unmerklichen Uebergangs, lenkte er das Gespräch auf den Punkt des Betragens. In diesem Stück, sagte er, ist die Welt unerbittlich: in Ansehung der Aufführung einer jungen Frau ist sie nicht sonderlich streng; aber in Rücksicht der Achtung, die sie ihrem Manne schuldig ist, fordert sie sehr viel, und eine Frau hat schlechterdings keinen Vorwand, es daran fehlen zu lassen. Es ist eine Pflicht, die sie sich selbst schuldig ist, wenn sie ihren Mann gewählt, oder ihren Eltern, wenn man ihn ihr gegeben hat. Diese etwas ernsthafte und beynahe verdrüßliche Moral, begleitete er mit einer Galanterie, und, ohne die Lehre zu vergessen, vergab man sie ihm.

Einige Zeit hernach schmollte er einen ganzen Tag mit ihr, weil sie in einer Gesellschaft mit ihrem Gemahl mit einer unbesonnenen Geringschätzigkeit gesprochen hatte. Ein anderer an des Ritters Stelle würde das Ansehen eines Pedanten gehabt haben, er aber hatte lediglich das Ansehen eines liebenswürdigen Mannes. Da er bisweilen befürchtete, sie möchte ihm entwischen; so war er

zärt-

zärtlich und eifrig, und er konnte vermittelst der Galanterie die Vernunft reden lassen.

In Wahrheit, sagte die Frau von Milcour bisweilen, wenn sie alleine war, ich bin wie mich dünkt in einer sehr sonderbaren Lage: Um meinem Liebhaber zu gefallen, muß ich mich gegen meinen Mann artig betragen! ich hätte völlig das Gegentheil geglaubt. Dieser Ritter ist wahrhaftig ein größeres Original als ich von ihm vermuthet hätte.

Dieser verfolgte indeß seinen Entwurf immer fort, ohne dabey die dem Anschein nach noch so kleinen Umstände aus der Acht zu lassen. Eines Tags nahm er es auf sich, Milcours Taille und Augen in Ansehen zu setzen. Er warf die Frage in einer Gesellschaft auf: man war einmüthig seiner Meinung; und da die Frau von Milcour Achtung darauf gab, gestund sie es ein, daß ihr Gemahl eine schöne Taille und schöne Augen habe.

Ein andermahl kam er in eine Gesellschaft, wo sie sich ebenfalls befand. Man hatte eine Anekdote erfahren, die dem Ritter Ehre machte, und Jedermann beeyferte sich, ihm darüber ein Compliment zu machen. Der Ritter antwortete: Meine Herren, Sie loben eine Kleinigkeit allzusehr. Jedermann würde es eben so gemacht haben. Mir ist ein Streich bekannt, der mit demjenigen, womit sie sich hier beschäftigen wollen, etwas ähnliches hat, aber weit vortreflicher ist, und sogleich erzählte er voll Theilnehmung einen edlen Streich vom Herrn von Milcour, dem seine Frau ihren

Beyfall nicht versagen konnte, da ihn Jedermann laut prieß.

Der Ritter begnügte sich nicht damit, Milcourn zu rühmen; oft erhob er ihn auf seine eigne Kosten. Eines Tags brachte man eine Lustreise aufs Land in Vorschlag. Die Gesellschaft war stark, und Milcour sollte nicht dabey seyn. Den Abend vorher unterhielt sich seine Frau mit dem Ritter. Die Unterredung war von Seiten der Frau von Milcour ausnehmend zärtlich; und der Ritter schien nie verliebter zu seyn. Aber mitten in ihrem Gespräch, da sie eben von der Lustreise aufs Land redeten, verlangte er von ihr, sie sollte ihren Mann bitten, mit dabey zu seyn. Ich wills so haben, setzte er mit einem zärtlichen Lächeln dazu. Er wird unser Tête à tête nicht stören, da die Gesellschaft auch ohne ihn sehr stark ist; und diese Höflichkeit wird ihm Vergnügen machen, und auch mir, denn ich liebe seine Gesellschaft. Die Einladung geschahe, die Lustreise gieng vor sich, aber die Witterung war sehr schlecht; man muste spielen, und durch einen sonderbaren Zufall, der aber vom Ritter vielleicht angestellt war, wurde die Frau von Milcour selbst, ihr Mann und der Ritter alle zusammen zur eckelhaften Einförmigkeit eines ewigen Lotteriespiels verdammt. Milcour verlohr viel, war aber sehr ruhig dabey. Er ließ keine Klage von sich hören, denn er war ein sehr gelaßner Spieler. Der Ritter verlohr wenig, und war sehr ärgerlich; er spielte mit einem sehr sichtbaren Verdruß. Um Vergebung, meine Damens!

rief er nach geendigter Partie. Heute bin ich ein abscheulicher Spieler gewesen. Aber Rache hat es für sie seyn müssen, (denn ich bin äusserst dadurch gedemüthigt worden, da ichs bemerkt habe) daß Milcour, der an meiner Seite sechsmahl mehr verlohren hat als ich, sich nicht ein einziges Wort erlaubt hat, das den geringsten Verdruß verrathen hätte. Das ist wahr! rief man einstimmig aus. Und Jedermann gab zu, Milcour wäre der gelassenste Spieler von der Welt. Ich habe ihn nie anders gesehen, sagte die Frau von Milcour: und dies ehrerbietige Betragen gegen ihren Mann, brachte ihr einen zärtlichen Blick vom Ritter ein. So opferte er, um seinen Freund zu erheben sogar seine Eigenliebe auf; und so fand die Frau von Milcour, durch seine Bemühungen und seine geschickten Bemerkungen, Vollkommenheiten an ihrem Gemahl, die sie bisher nicht vermuthet hatte. Von der Zeit an begegnete es ihr, welches sehr wunderbar ist, mehr als einmahl, daß sie nachdachte; und, was noch weit erstaunenswürdiger ist, über ihren Mann nachdachte.

Endlich verschafte der Zufall dem Ritter Gelegenheit etwas entscheidendes zu bewürken, und einen Hauptstreich zu wagen. Eine Frau vom höchsten Range, die blos durch ihre Schönheit berühmt zu seyn glaubte, aber weit berühmter wegen ihrer galanten Begebenheiten war, hatte sich in Milcourn verliebt. Eine Frau die es gewohnt war, sich nach den Einfällen andrer zu richten, würde es

ohne Zweifel für Dummheit gehalten haben, ihren eignen zuwiderstehen; und sie schmeichelte sich Milcourn durch ihr Ansehen zu blenden, wofern es ihr durch ihre Reitze nicht gelingen sollte. Aber man wollte sein Herz erst versuchen, ehe man seine Eigenliebe oder seinen Eigennutz ins Spiel zu ziehen suchte. Allenthalben wo ihn die Herzogin von – – – (so hieß diese berühmte Schönheit) antraf, waren die ersten Blicke, die ersten Fragen an ihn gerichtet. Er beantwortete sie auf eine unbestimmte und gleichgültige Art, die man für Dummheit gehalten haben würde, wenn man nicht gewußt hätte, daß er seine Frau liebte. Diese Liebe war es eben, was die Herzogin noch mehr reitzte; sie brannte vor Begierde darüber zu triumphiren. Einer Mannsperson die erste Neigung einzuflößen, oder einen liebenswürdigen Mann zur ersten Untreue zu verleiten; diese beyden Eroberungen sind beynahe gleich ruhmvoll; und die Herzogin war sehr ruhmbegierig. Sie ließ es auch an nichts fehlen Milcourn zu besiegen. Sie brachte seinen Kammerdiener auf ihre Seite, dessen Verrichtung alle Morgen darinnen bestund, seinen Herrn anzukleiden, und ihm die Reitze der Herzogin anzupreisen. Diese Lobeserhebungen waren so übertrieben, und so gezwungen, daß Milcour den Bewegungsgrund dazu argwohnte; und seinen Kammerdiener unter einem und dem andern Vorwande den Abschied gab. Dieser Unfall machte die Herzogin nicht muthlos; sie versuchte jeden Tag neue Reitzungen.

Milcour erzählte dem Ritter sein Abentheuer, der in Versuchung gerieth, seiner Frau Nachricht davon zu geben, damit sie das Herz ihres Gemahls kennen lernen möchte; aber ein neuer Einfall, den ihm die Umstände eingaben, verursachte, daß er glaubte, er könne es noch besser machen. Die Herzogin erfuhr eines Tages, daß Milcour einen vortreflichen Garten besuchen sollte, den jedermann zu sehen begierig war: und sie wuste es so einzurichten, daß sie sich ganz allein mit ihm in den nehmlichen Garten befand. Der Ritter erfuhr dieses Projekt entweder durch List, oder von ohngefähr; und beschloß, es zur Ausführung des Seinigen zu nützen. Er wollte, daß die Frau von Milcour Zeugin von dem Auftritte seyn sollte, der zwischen ihrem Manne und der Herzogin vorgehen würde. Auf das Herz seines Freunds konnte er sich allzugut verlassen, als daß er hätte befürchten dürfen, ihm durch diese Unbehutsamkeit Verdruß zuzuziehen. Alles gieng so wie es der Ritter gewünscht hatte; er fand Mittel, die Frau von Milcour in ein Cabinet zu führen, wo man alles hören konnte, was in der Allee gesprochen würde, wo man Milcourn erwartete. Mit einem Worte die beyden Zusammenkünfte glückten vollkommen. Da sich die Herzogin bey Milcourn befand, kürzte sie die Präliminarien der Unterredung ab; es giebt einen gewissen Rang, in dem es erlaubt ist, sein Verlangen deutlicher zu verstehen zu geben, weil man sich sonst nicht unterstehen würde es zu errathen. Was höre ich, sagte der Ritter zur Frau von Milcour,

 indem

indem er sich ganz erstaunt stellte! Es ist Herr von Milcour und die Herzogin von – – – Wir wollen ihnen zuhören; und sie hörten zu. Sie dürfen nur ein Wort sagen, setzte die Herzogin hinzu, so verschaffe ich Ihnen morgen den herrlichen Posten des Ritters von Clinfort. (Sie wuste es nicht, daß der Ritter Milcours vertrauter Freund war.) Gnädige Frau, sagte Milcour zu ihr, nach einem so verbindlichen Anerbieten, bin ich Ihnen wenigstens so viel schuldig, daß ich Ihnen offenherzig antworte. Vors erste wissen Sie es nicht, daß der Ritter von Clinfort mein Freund ist; und wenn ich Ihnen dies sage, so ist es eben so viel, als daß ich seinen Posten, den Sie mir anbieten, ausschlage. Ihre zweyte Wohlthat ist weit verführerischer: aber ohne eine heilige Verbindung fürzuschützen, setzt mich schon die Liebe allein ausser Stand sie anzunehmen. Ich sollte sie als Ehemann ausschlagen, ich thue es aber als Liebhaber. Die Herzogin die durch diese schimpfliche Weigerung gedemüthiget war, stellte sich als ob sie über seine eheliche Liebe lachte, und begab sich hinweg. Man erinnert sich ohne Zweifel, daß die Frau von Milcour und der Ritter ihrem Gespräch zuhörten. Wohlan! gnädige Frau, rief der Ritter voll Freuden aus, sie haben es doch gehört? einen solchen Gemahl würden Sie hintergangen, einen solchen Freund würde ich verrathen haben. Weiter sagte er nichts, und die Frau von Milcour antwortete nichts. Sie giengen beyde fort: man dachte mit keinem Worte mehr an ihre ehemaligen Unterredungen:

gen: aber der Frau von Milcour wären die Augen aufgegangen, und ihr Herz hatte sich geändert. Sie liebte ihren Gemahl, lebte glücklich mit ihm, und machte ihn glücklich; und der Ritter hinterließ den Freunden ein schönes Beyspiel, das selten befolgt werden wird.

Alles kommt daher daß man sich nicht mit einander versteht.

Jedermann weiß, daß der hinkende Teufel, die Verleumdung ausgenommen, ein guter Teufel war. Seine Dankbarkeit gegen denjenigen, der sein gläsernes Gefängniß zerbrach (denn man weiß ja daß er in einer Flasche eingesperrt war) die Mühe die er sich nahm ihm zu erzählen, und ihm alle scandaleuse Abentheuer zu zeigen, haben ihn in einen Ruf der Ehrlichkeit gebracht, der so lange dauern wird, als es Teufel in der Welt geben wird; dies ist eben so viel, als ihm die Unsterblichkeit versprechen.

Ich will einen andern Teufel, einen Verwandten des hinkenden Teufels auf den Schauplatz bringen, der Astarot hieß. Astarot liebte den Surival, und dieser Surival war eine Art von Philosoph; er schwatzte viel über die Menschen; und wenn ich ihnen sage, daß er zu der Zeit unglücklich war, so ists eben so viel, als wenn ich ihnen sagte, daß er vom menschlichen Geschlechte schlecht sprach.

Er fand daß hienieden alles ziemlich schlecht eingericht wäre, und daß das Glück eben so schwer zu finden sey als der Stein der Weltweisen.

Astarot zog ihn eines Tags bey Seite, um ihm eine Lehre, oder vielmehr ein moralisches Schauspiel zu geben; er führte ihn zu dem Ende auf einem ziemlich hohen Thurm: ein großes Perspektiv das er in Händen hatte gab ihm das Ansehen eines Gefehrten, der auf eine Sternwarte steigt. Demohneracht war es ihre Absicht nicht, das was am Himmel vorgieng zu beobachten, sondern das was unter den Menschen geschahe zu entdecken, die im Grunde vielleicht schwerer zu entdecken sind als die Gestirne.

Astarot hatte auch eins von den kleinen Hörnern mitgebracht, deren sich Personen bedienen, die einen Anfall von Taubheit haben: schaut, sagte er zum Surival, mit diesem Perspektiv werden sie bis ans Ende der Welt sehen, und mit diesem kleinen Horn bis ans Ende der Welt hören.

Zu gleicher Zeit hielt er sein Perspektiv Survialn vors Auge, der einen blassen und magren Mann an seinem Nachttische erblickte; es war ein reicher Particulier, der noch jung, aber mit allen Schwachheiten des Alters beladen war. Er war asthmatisch, podagrisch, und so weiter; aber außerdem hatte er mitten auf dem Gesicht eine Art von Gewächs, das ihm weit größeren Kummer machte, als sein Asthma und sein Podagra; denn diese Krankheiten verursachten ihm blos Schmerzen, das Gewächs aber verstellte ihn.

Da

Da Astarot sein Perspektiv nach einer andern Seite gerichtet hatte, sahe Surival einen Doktor der Arzneykunst, der kein großer Arzneykundiger war, sich aber rühmte untrügliche und keineswegs gefährliche Mittel für die Auswüchse auf der Haut, als Gewächse, Warzen und dergleichen, zu haben. Ist das nicht ein Charletan, fragte Surival! nichts weniger als dies, antwortete ihm sein Freund, er würde vollkommen im Stande seyn, das Gewächs, das sie eben gesehen haben, hinweg zu bringen, wenn man sich deshalb an ihn wendete. Aber er stirbt vor Hunger, weil er keine Kranken findet; und unser Kranker möchte toll werden, weil er keinen Arzt findet; sie sehen, alles dies kommt daher, daß man sich nicht versteht. Hätten sie sich beyde an einander gewendet, so würde jener geheilt seyn, und dieser zu essen haben.

Zwar fielen Survaln einige Einwendungen ein, die er machen könnte, aber er wollte alles abwarten. Uebrigens belustigte ihn dies Perspektiv, und er wollte sich dessen lieber bedienen, als die Zeit mit Disputiren verliehren.

Er sahe weiter hin, und erblickte einen Mann der im Begrif war, Witwer zu werden; er vergoß häufige Thränen, und riß sich die Haare aus dem Kopfe. Ach! gut, sagte Surival, das ist erbaulich, ein Mann der seine Frau liebt.

Ja, sagte Astarot, das ist der Text; hören Sie nun auch die Erklärung an. Dieser Mann wird, beym Tode seiner Frau eine beträchtliche

Mit-

Mitgift herausgeben müssen, in der sein ganzes Vermögen besteht, und dies, weil er keine Kinder hat (hier ließ Surival etwas von seiner Hochachtung gegen den Mann fallen.) Aber gucken Sie ein wenig weiter hin; sehen Sie diesen Mann, der mit Stockschlägen einen Sohn aus dem Hause jagt, der immer wieder kommt. Dieser Sohn ist ihm zur Last, weil er alzuviel Kinder hat, während daß der Mann, den wir eben gesehen haben, ihrer nicht genug hat. Dieser wuste seit langer Zeit, daß er keine bekommen würde; seine Frau, die ihn liebt wünschte es um seinetwillen gar sehr einige zu haben; und in dergleichen Fällen haben die Frauen so viel Auswege! Glauben Sie nicht, daß, wenn er bey Zeiten dazu gethan hätte, die Frau es mit ihrem Manne abreden, und insgeheim bey diesem Manne der die Kunst Kinder zu machen, so gut versteht, einige hätte bestellen, oder gar von den schon fertigen welche mitnehmen können, wenn sie sich mit ihm deswegen verglichen hätte? alles dies aus Mangel des Einverständnisses.

Surival hatte das Ende dieser Rede verhört, weil sein Perspektiv, als es sich verrückte, ihm einen Gegenstand gezeigt hatte, der seine Aufmerksamkeit zerstreute; es war ein junges Mädgen das seufzte, das ganz leise wehklagte, und dessen einzige Krankheit darinn bestund, daß es 15 Jahr alt war. Sie war im väterlichem Hause, das wie ein Kerker aussahe; ihr Vater nennte sie seine Tochter, und sie war blos seine Sclavin; mit einem Worte ihre

von

von Seufzern aufgeschwollne Brust befand sich in einer beständigen Bewegung, und ihre Schönheit verlohr nichts dabey.

Ach, schrie Surival gerührt von einer Empfindung, die er für eine bloße Regung des Mitleids hielt, ach! was fehlt denn diesem reitzenden Kinde? weiter nichts als geliebt zu werden, sagte Astarot. Bey diesen Worten verschob er das Perspektiv, und Surival verwunderte sich nicht wenig, als er einen jungen Menschen erblickte, der um etwas älter war als das junge Mädgen, hin und her lief, sich ängstete, und aussahe, als ob er weder stehen bleiben noch sitzen könnte; er schien sich übrigens wohl zu befinden, und er war nicht sowohl krank, als vielmehr unruhig. Guter Gott, sagte Surival! was fehlt denn diesem armen jungen Menschen? Sonst nichts, als zu lieben, antwortete Astarot. Ey, warum sucht er nicht das junge Mädgen auf, fiel ihm Surival ins Wort. Das war es eben, versetzte Astarot, was ich ihnen sagen wollte; das kommt daher, weil sie sich nicht mit einander verstehen.

Sehen Sie, sehen Sie, dort sind zwey andre Personen, die sich um nichts besser mit einander verstehen. Bemerken Sie diesen Menschen, der auf den Zehen geht, der blos leise redet, so listig aussieht, und rechts und links Geld auswirft, um diejenigen stumm zu machen, die allzu gute Augen haben; der mit einem Worte, einem Straßenräuber gleicht, der in Gefahr ist der Gerechtigkeit in

die Hände zu fallen. Es ist ein Ehemann, der ein junges Mädgen, in das er sich sterblich verliebt hat, heimlich in sein Zimmer führt. Er sagt bey sich selbst: Ach! wenn sich meine Frau, die mir nur alzu treu ist, einen Liebhaber aussuchen könnte! ich dürfte dann nicht befürchten, daß sie meine Aufführung beobachtete: ich würde freyer, und folglich glücklicher seyn. Er hat Recht, sagte Surival. Recht gut, sagte Astarot, aber sehen Sie seine Frau, deren Zimmer von dem Seinigen abgesondert ist, die in dem nehmlichen Augenblicke einen jungen Menschen, den sie ebenfals liebt, bey sich einführt; sehen Sie wie sie sich in dem nehmlichen Zwange, in der nehmlichen Verwirrung, in der nehmlichen Unruhe befindet! O! sagt sie an ihrem Theil, wenn mein getreuer Mann einmal in seinem Leben unbeständig werden könnte! dann würde ich mir keine Vorwürfe machen dürfen, und ich würde weit glücklicher seyn. Sie sehen, Surival, daß sich diese beyden Eheleute blos ein einziges Wort sagen dürften, um einander eine gegenseitige Nachsicht zu bewilligen, und in Friede und Ruhe zu leben. Dies ist eben noch nicht gewiß, erwiederte Surival, der zu gleicher Zeit das kleine Horn an sein Ohr setzte, und sogleich wurden sie durch einen großen Lerm unterbrochen. Ein Mann von mittlerem Alter schmälte mit lauter Stimme auf den Himmel und auf die Erde. Ich bin, rief er, beydes ein witziger Kopf und ein Gelehrter; ich schreibe in Prose und in Versen; ich arbeite mit Ruhm im Gebiet des Theaters und der Philosophie, und allenthalben verfolgt mich

mich der Mangel! Gern wollte ich viel Ruhm für wenig Geld hingeben.

Dieser Mann betrübt Sie also, sagte Astarot? sehen Sie dort hin. Und zu gleicher Zeit zeigte er ihm einen reichen und sehr mißvergnügten Mann. Dies kam Survaln eben nicht wunderbar vor; aber desto mehr erstaunte er, als er vermittelst seines Horns hörte, daß er sich ohngefähr in folgenden Ausdrücken beklagte: ich habe überflüßiges Vermögen, und bin nichts weniger als vergnügt. Ehre brauchte ich; ich wollte gern in dem Ruf stehen, ein großer Mann zu seyn, und habe blos den, daß ich ein reicher Mann bin. Ach! wie gern wollte ich viel Geld für ein wenig Ehre geben!

Surival dachte in der ersten Hitze nicht daran, ob man ihn hörte oder nicht, und rief ihm zu, er sollte dem Gelehrten mit dem er Mitleid hatte, irgend ein Manuscript abkaufen: aber da nicht jeder sein kleines Horn besaß, so verwehte der Wind seinen guten Rath.

Sie können sie nicht verstehen, sagte Astarot; und was noch schlimmer ist, sie verstehen sich selbst nicht mit einander. Sie sehen, ihrem Rathe zufolge könnte der eine Ruhm, der andre Reichthum erlangen, und beyde würden dann zufrieden seyn. Hierauf zeigte er ihm mehr Dinge, die durchgängig eben so sonderbar waren. Bald wars ein Mann der eben so viel lange Weile hatte, als er selbst andern verursachte, und, da er Gäste an seiner Tafel brauchte, im Palaisroyal eine Menge Leute anwarb,

die er kaum dem Namen nach kannte, und die er inständig bat, sie möchten doch bey ihm speisen; und in den Thuillerien, einen ehrlichen Mann, der blaß und niedergeschlagen war, und keinen Freund fand, der ihn eingeladen hätte. Bald wars ein ehrlicher Mann, der Noth leiden muste, weil er kein Darlehn bekommen konnte, so vortheilhaft und sicher es auch gewesen wäre; und auf der andern Seite ein reicher Erbe, der ungeduldig wurde, daß er sein Geld nicht vortheilhaft auslehnen konnte; und unaufhörlich kam dies Refrain wieder vor. Dies alles weil man sich nicht mit einander versteht. Recht gut, fiel Surival endlich ins Wort; aber ich möchte doch wohl wissen, was das Schauspiel, das sie mir hier geben, für eine moralische Absicht hat: was wollen Sie daraus folgern?

Ich folgere daraus, antwortete Astarot, daß die Natur bey den Menschen alles angebracht hat, was sie nöthig hatten, um glücklich zu seyn; und daß sie es blos sich selbst zuzuschreiben haben, wenn sie es nicht sind.

Sie haben recht, mein lieber Philosoph, erwiederte Astarot; ich kann Ihnen nur ein einziges Wort darauf antworten; ich sehe es sehr wohl ein, daß die Menschen alles unter sich haben, was sie brauchen, aber ich glaube, sie werden deswegen um nichts besser daran seyn, so lange sie ihr Perspektiv nicht haben werden, um einander zu sehen, und ihr Horn um einander zu verstehen.

Darinnen wird man sich nicht erkennen, eine Erzählung.

Die Frau von Elmon hatte ehedem die glänzendesten Eroberungen gemacht: sie war coquett und artig gewesen. Die Coquetterie und Schönheit wohnen oft bey einander, aber immer verliert sich die Coquetterie zuletzt. Die Schönheit der Frau von Elmon lebte nur noch in dem Gedächtniß der Menschen. Doch ich irre mich, sie lebte noch in ihrer Einbildung, dies ist ihr letzter Zufluchtsort; und zum Glück des schönen Geschlechts, wohnt sie noch lange daselbst, wenn sie aus unserem Anblick verschwunden ist. Die Frau von Elmon behielt die nehmlichen Ansprüche noch immer bey, sie berechnete sich nicht mit der Zeit; und wenn sie weniger verehrt wurde, so schloß sie daraus, daß die Mannspersonen weniger galant wären. Die Frau von Elmon hatte eine Tochter. Die Coquetterie ausgenommen, war Cecilie damals das, was ihre Mutter ehedem gewesen war. Ihr Alter, (sie trat eben ins funfzehnte Jahr) war der geringste unter ihren Reitzen. Ihr Teint wäre viel weißer gewesen als eine Lilie, hätte sich nicht Incarnat und Rosenfarbe darunter gemischt, um ihn zu verschönern, und seinen Glanz zu erhöhn. Augenlieder mit langen schwarzen Haaren erhoben oder senkten sich sanft

über zwey großen blauen Augen, welche die Liebe ausdrückten, und sie noch besser einflößten. Alle ihre Gesichtszüge waren eben so reitzend als regelmäßig; mit einem Worte, sie war schön, ohne daß sie dabey aufhörte artig zu seyn.

Als Cecilie das Kloster verließ, um in die Welt zu treten, dachte sie nicht an die Liebe; da sie aber den d'Erviley gesehen hatte, dachte sie an sonst nichts als an ihn. D'Erviley hatte nicht zu ihr gesagt, ich liebe sie; aber er hatte sie so genau angesehen; seine Augen hatten das Geheimniß seines Herzens so gut verrathen; sie sahen sich oft; sie waren sogar verschiedenemahl allein bey einander. Unterdeß hatten sie einander ihre Liebe nicht entdeckt oder hatten wenigstens noch nicht davon gesprochen. D'Erviley, mehr zärtlich als galant, war nichts weniger als verwegen. Er besaß Schönheit und Verdienst genug, um zu hoffen, aber seine Liebe war zu groß, als daß er nicht hätte fürchten sollen. Die Liebe ist von Natur furchtsam, und diese Furchtsamkeit würde den Verliebten vielleicht nicht schädlich seyn, wenn man blos dem gefallen dürfte, was man liebt; aber man muß auch den Eltern gefallen, die sich nicht immer einnehmen lassen. Endlich suchte d'Erviley, da er des Herzens seiner Geliebten versichert war, die Frau von Elmon zu gewinnen. Er wartete ihr fleißig auf, und ließ es weder an Gefälligkeiten, noch Einschmeichelungen fehlen. Es gelang ihm sogar in einem Stücke über seine Erwartungen. Die Frau von Elmon

bemerkte die Gefälligkeiten des jungen Menschen sehr bald, aber sie legte sie unrecht aus. Da er öffentlich seine Liebe gegen Cecilien nicht merken ließ, und blos der Frau von Elmon zu gefallen suchte, so betrachtete ihn diese sehr bald als einen neuen Gefangnen, den ihr die Liebe zugeführt hätte. In diesem Fall läßt sich eine Frau die Verstand besitzt immer sogar von einem Dummkopfe betrügen. Sie wird gesehen haben daß ein Thor alle Frauenzimmer hinters Licht führt, indem er sich verliebt in sie stellt; sie wird mehr als einmal über ihre Leichtgläubigkeit gelacht haben: aber nun komme dieser Thor und schwatze auch ihr von Liebe vor, so wird sie es glauben.

Die Frau von Elmon glaubte es, ohne daß d'Erviley sich die Mühe genommen hatte, es ihr zu sagen. Er wurde den Mißverstand gewahr; und glaubte, es wäre für seine Liebe eben so gefährlich, sie im Irrthum zu lassen, als ihr ihn zu benehmen. In dieser Verlegenheit entdeckte er sich einem Freunde vom Hause, der Herr von d'Emicourt hieß. Dieser Herr von d'Emicourt war ein rechtschaffner Mann, aber etwas sonderbar. Er besaß ein sehr ansehnliches Vermögen, das ihm Zufriedenheit verschaffte, so wie ihm seine gute Aufführung Gemüthsruhe einflößte. Er war aufgeräumt, hatte aber auch etwas Freymüthiges an sich, das die Gränzen der Höflichkeit bisweilen etwas überschritt. Er versprach d'Erviley, mit der Frau von Elmon zu sprechen, und er hielt Wort. Die Frau von

Elmon antwortete dem Herrn von Emicourt, er wäre unrecht berichtet, und d'Erviley sey nicht in ihre Tochter verliebt. Mit einem Worte, sie gestund ihm endlich auf eine sittsame Art, daß sie selbst, ohne daran zu denken, das Herz des jungen Menschen in Flammen gesetzt hätte. Herr von Emicourt sagte ihr ganz offenherzig, daß sie sich irrte, aber er fand es so schwer ihre Eigenliebe aus dem Irrthum zu bringen, daß er in einen Zorn gerieth, durch den die Unterredung sehr lustig wurde. Ich will einige Umstände davon anführen, weil sie dazu dienen werden, den Charakter der Frau von Elmon kenntlich zu machen, und weil dies die einzige Absicht dieser Geschichte ist. Diejenigen, die dem Mahler Schuld geben werden, er habe das Gemählde übertrieben, werden das Original nicht gesehen haben, von welchem es, unter uns gesagt, Copien genug in der Welt giebt.

Zum Henker, schrie Herr von Emicourt im Zorn, auf was gründen Sie denn diese eitle Einbildung? was soll er denn an Ihnen lieben? etwan die Erinnerung an Ihre Reitze? diese Anrede war etwas heftig. Die Frau von Elmon wollte gern nicht böse darüber werden, und ihm beweisen, daß er weiter nichts als ein Dummkopf sey. Sie erlaubte ihm ihre Gesichtszüge einzeln durchzugehen, sie zu kritisiren, und ihr zu sagen was er schlechtes an ihr fände. Zum Exempel meine Augen, sagte sie? — — — Ihre Augen? Sie sind groß, aber ohne Ausdruck. Ach! Himmel! was sagen Sie

da, mein lieber Herr von Emicourt! der Graf von Ermine, dieser Paris aller Göttinnen, sagte jedem der Lust hatte es anzuhören, er habe nie ausdrucksvollere Augen gesehen, als die meinigen. Ihre Nase? Sie werden zugeben. . . . Ach sagen Sie ja nichts Böses von ihr. Sie hatte dem Herrn von Marbeuf ein Lied eingegeben das viel Aufsehn machte. Und mein Mund? – – – – O! was den betrift! . . . . Nun gut, eben der Herr von Marbeuf, der Verse machte wie ein Engel, hatte mir in einem Bouquet gesagt, die Liebe habe Rosenblätter auf meine Lippen geklebt. – – – Recht gut. Wollen Sie auch ihre schlanke Taille rühmen? – – – Ach! Herr von Emicourt! in Wahrheit! ich begreife Sie nicht: man sprach in der Welt von nichts, als von meiner Nymphengestalt.

So suchte die Frau von Elmon die Würklichkeit des Gegenwärtigen, aus der Würklichkeit des Vergangnen zu beweisen; so glaubte sie darzuthun, daß sie schön wäre, indem sie zeigte, daß sie es gewesen sey. Manche die über ihre Logik lachen werden, schlüssen oft auf die nehmliche Art. Dem sey nun wie ihm wolle, der Herr von Emicourt wurde sehr böse; er sprach von den beyden Verliebten, und sagte endlich zur Frau von Elmon, d'Erviley habe ihm aufgetragen, um ihre Tochter für ihn anzuhalten, und sie besäße keinen Menschenverstand, wenn sie sie ihm nicht geben wollte. So nahm er Abschied, und gieng fort.

Frau von Elmon ließ ihre Tochter rufen, machte sie herunter, und sagte wider sie, sie wäre

eine Närrin, daß sie sich in einen jungen Laffen verliebt hätte, der sie vielleicht nicht liebte. Sie setzte hinzu, solche junge Burschen pflegten Jeder verliebte Dinge vorzuschwatzen. Die ist sehr thöricht, die sich einbildet von ihnen geliebt zu werden. Der Irrthum wird einem gar bald benommen. Man glaubt sie fest zu haben, und sie sind hundert Meilen weit hinweg. Endlich verboth sie ihrer Tochter den d'Erviley zu lieben.

Aber der Herr von Emicourt verließ unser verliebtes Paar nicht, und er beschloß es glücklich zu machen, es möchte auch kosten was es wollte. Ausserdem war er wider die Frau von Elmon aufgebracht, und es war ihm nicht zuwider, sich ein wenig an ihr zu rächen. Er faßte einen Entschluß, über den man ohne Zweifel erstaunen wird; er wartete ihr fleißig auf, und bald folgte eine Liebeserklärung darauf. Aber, wird man sagen, nach der kritischen Untersuchung, die er über die Reitze der Frau von Elmon angestellt hatte, hatte er ganz sicher die Einbildung nicht, sie zu bereden, daß er verliebt in sie wäre. Er hatte würklich diese Einbildung, Hofnung, und beynahe hätte ich gesagt, Gewißheit. Der Herr von Emicourt kannte das weibliche Geschlecht, vorzüglich die Frau von Elmon. Er fuhr mit seiner Erklärung nicht hitzig heraus, er brachte einige Präliminarien hinein, die auf eine geschickte Art allmählig weiter getrieben wurden. Anfangs war er höflich; denn man hat gesehen, daß er es nicht immer war; hierauf war-

tete er sie mit einiger Sorgfalt auf; dann wurde er zudringlich, selbst zärtlich; endlich kam er zur Hauptsache, und sagte ihr, er bethe sie an. Dies Wort sollte mit Unwillen angehört werden; die Frau von Elmon hätte dem Herrn von Emicourt statt der Antwort die Thüre weisen; oder doch zu ihm sagen sollen: Sie sind ein Unverschämter! Nach der groben Art, womit sie meine Reitze behandelt haben, besitzen sie die Verwegenheit mir von Liebe vorzuschwatzen! Sie unterstehen sich noch Spott mit Grobheit zu verbinden! da sie meine Häßlichkeit getadelt haben, hoffen sie also noch mich der Dummheit zu überführen, wenn sie es dahin bringen, daß ich ihrer Liebe Glauben beymesse! Gehen sie, ich bin ihnen nichts als Unwillen oder Verachtung schuldig. Nun gut! die Frau von Elmon that, sagte von dem allen nichts. Ehe sie an der Aufrichtigkeit dieser Erklärung gezweifelt hätte, glaubte sie lieber die Gesinnungen des Herrn von Emicourt hätten sich geändert. Dies Wunder hielt sie für wahrscheinlicher, als das Vorhaben sie zu betrügen: mit einem Worte, sie sahe in diesem Vorfalle nichts, als eine vollständige Rache ihrer verachteten Schönheit.

Da der Herr von Emicourt die Frau von Elmon einmal beredet hatte, daß er verliebt sey, so wurde sie es in kurzem selbst. Der Liebeshandel wurde während einiger Tage angesponnen; endlich wurde von der Heyrath gesprochen. Das war es eben, worauf der Herr von Emicourt wartete.

Gnädige Frau, sagte er zu ihr, ich gehe zwar auf eine Heyrath aus; ich trachte nach sonst nichts anderm: aber ich will Ihnen selbst Vorwürfe ersparen. Man würde es Ihnen verdenken, daß Sie sich verheyrathen, da Sie Ihrer Tochter verbothen haben es eben so zu machen. Man muß mit Ihrer Versorgung den Anfang machen, und ich dringe darauf, daß Sie sie dem d'Ervilley geben. Lassen Sie uns ihnen Hochzeit machen; einige Tage darauf wollen wir unsre halten. Dieser Vorschlag war gar nicht nach dem Geschmack der Frau von Elmon. Wie sollte sie einen Schwiegersohn wählen, der so frech gewesen war, sie ihrer Tochter nicht vorzuziehn. Sie gerieth anfangs in Versuchung sich zu weigern, und sich dazu der Gewalt zu bedienen, die ihr ihre Schönheit über den Willen des Herrn von Emicourt gab. Aber endlich brachte die Vernunft zum erstenmahl ihre Eigenliebe zum Stillschweigen; nachdem sie alle Einwendungen erschöpft hatte, willigte sie in den Kauf, und d'Ervilley erhielt Ceciliens Hand. Als dies geschehen war, erinnerte die Frau von Elmon den Herrn von Emicourt, daß nun einige Tage vorbey wären. Dieser aber, der nun nichts mehr von ihr zu erlangen hatte, sagte zu ihr: meine gnädige Frau, ich habe mir die Sache von neuem überlegt. Sie sind noch immer artig; ich aber fange an alt zu werden, und bemerke einen Hang zur Eyfersucht an mir. Ich gestehe es Ihnen, daß mich die Lobsprüche des Grafen von Hermine, das Lied auf die Nase, die Rosenblätter, und die Nymphengestalt allzusehr beunru-

beunruhigen. Hierauf empfahl er sich ihr, und setzte noch hinzu: Sie haben Ihre Tochter für eine Närrin gehalten, weil sie Ervileys Liebe geglaubt hat, und Sie haben der meinigen Glauben beygemessen, nachdem ich Ihnen meine Gedanken über Ihre Schönheit gesagt hatte; Sie mögen sich nun selbst einen Titel beylegen, was Sie für einen wollen. Bey diesen Worten gieng er fort. So wurden die ungerechten Erwartungen bestraft, und die Liebe belohnt.

Die galante Feindseligkeit,
eine Novelle.

Die Frau von Merival war Wittwe, und erst zwanzig Jahr alt. Sie hatte anfänglich eine von den Heyrathen gethan, welche die Verliebten immer unvernünftig finden, und welche die Eltern immer vernünftige Heyrathen nennen. Man hatte ihr einen gegeben, der sonst kein Verdienst hatte, als daß er bald gestorben war; und der Wittwenstand hatte ihr ihre natürliche Munterkeit wieder gegeben. Sie war aufgeweckt, und besaß dabey Verstand; sie war lebhaft bis zur Unbesonnenheit; immer unsträflich, aber oft unbehutsam; sie gab bisweilen, ohne es zu wollen, Hofnungen, die sie nie Lust hatte zu erfüllen; sie verachtete den Wohlstand nicht, vernachläßigte ihn aber bisweilen, ohne dar-

an zu denken. So war die Frau von Merival beschaffen. Sie lebte bey einem Oncle, dem Herrn von Rincour, dessen Gemüthsart völlig das Gegentheil von der ihrigen war, und sie deshalb nicht weniger liebte.

Der Herr von Rincour war der ceremoniöseste Mann von der Welt. Die Unbesonnenheiten seiner Nichte setzten ihn oft in Zorn, und er hielt ihr oft Predigten, die ihr sehr viel Langeweile gemacht haben würden, wenn sie nicht die Kunst verstanden hätte, sie abzukürzen. Aber sobald die Predigt angieng, fiel sie ihrem Oncle um den Hals, und brachte ihn durch Umarmungen zum Stillschweigen. Unterdeß kam der Herr von Rincour den einen Morgen zu seiner Nichte, und sagte zu ihr: Meine liebe Nichte, Ihre Aufführung ist ohne Tadel, aber ich muß dem Publikum dafür stehen. Es ist Zeit, daß sie sich einen andern Bürgen wählen, und daß ein Ehemann an ihres Oncles Stelle tritt. Ich will Sie bey Ihrer Wahl nicht zwingen, aber ich verlange schlechterdings daß Sie eine thun. Es kommen viele Personen zu uns, die Ihre Hand zu bekommen wünschen; Sie müssen sich entschliessen. Zum Exempel Herr Morbrok ist ein sehr galanter Mann; ich erwarte ihn diesen Morgen, er möchte gern einen Augenblick mit Ihnen sprechen: Sie müssen ihn schon anhören, meine liebe Nichte. Ich vermuthe, daß er ihnen Vorschläge thun will; er ist sehr reich, es würde mir ausserordentlich angenehm seyn, wenn er ihnen anstünde.

de. Da er aufhörte zu reden, meldete man den Herrn Morbrok an. Da ist er eben, fuhr der Herr von Rincour fort, ich lasse sie bey ihm; er ist ein sehr galanter Mann, ein reicher Mann; bedenken sie das wohl, meine liebe Nichte.

Herr Morbrock war einer der reichsten Engländer, der den Reichthum eben so sehr schätzte, als er die französische Nation haßte. Man würde Unrecht thun, wenn man ihn deshalb des Geitzes beschuldigte. Es war seine Sucht nicht Gold zusammen zu scharren, sondern zu glauben, daß dieses Wort alles in sich enthielte. Wenn man ihn hörte, so hätte man sagen sollen, daß das Gold allen Verdruß vertriebe, und alle Krankheiten heilte. Hätte er euch um einen Freund, um einen Vater gebracht, so würde er geglaubt haben, euch mit Geld zu trösten und zu entschädigen. Sprach man in seiner Gegenwart von einem Manne von Kopf, so fragte er, wie stark sein Vermögen wäre. Er behauptete, es gäbe in der Welt blos ein Guth und ein Uebel, nehmlich Reichthum und Armuth. Uebrigens machte sein freyer Geist, der ihm natürlich war, und dabey die Unabhängigkeit die mit einem großen Vermögen verbunden ist, daß er einen geringen Werth auf das setzte, was wir Politesse nennen. In der Gesellschaft erwies er wenig Hochachtungsbezeigungen, aber er verlangte auch selbst nur wenig.

Da er mit der Frau von Merival allein geblieben war, hatte er eine Unterredung mit ihr,

die sie in Erstaunen setzen muste. Er sagte zu ihr, er fände sie wohl, recht sehr wohl, aber Sie wäre nicht reich, und sie müsse es werden. Ich bin es, fuhr er fort, ich bin es nur allzusehr. Wir könnten uns auf einen solchen Fuß setzen, daß wirs beyde hinlänglich wären. Das kann wohl seyn, antwortete die Frau von Merival, aber ich begreiffe nicht wie. Ich will mich deutlicher erklären, erwiederte er; ich liebe Sie, ich trage mich Ihnen an – – – Erschrecken Sie nicht, ich spreche mit Ihnen nicht von einer Heyrath. Ich weiß, Sie lieben Ihre Freyheit; ich halte sehr über der meinigen; Sehen Sie wir wollen einander nicht heyrathen. – – – Recht gut; ich bins sehr gern zufrieden, sagte die Frau von Merival, wir wollen einander nicht heyrathen. Die Frau von Merival fieng an sein Project einzusehen, und ob sie gleich sein unverschämter Antrag äusserst verdroß, so beschloß sie doch ihn völlig abzuwarten. Ich ersuche Sie nochmals, fassen Sie sich, sagte er, ich trage Ihnen ein bloßes Engagement an, eine Verbindung des Verstandes und des Herzens, das heist mein Vermögen, ohne meine Hand. Ach! sagte die Frau von Merival, diese Einrichtung ist bey weitem anständiger. Wenn ich sage anständig, so setze ich dabey einen Stand des Ueberflusses voraus; denn Sie wissen wohl Herr Morbrok, daß das Gold alles veredelt. Ach! Sie haben vollkommen recht, rief er mit Entzücken aus. Und sogleich fieng er an, der Frau von Merival den schönsten Entwurf einer nur ersinnlichen Lebensart

vor Augen zu legen; er zeigte ihr von weitem Laquaien in der Größe von 6 Fuß, eine prächtige Equipage, großschnurbärtige Kutscher, ein großes Hotel, und eine petite Maison; Landgüther, eine herrliche Tafel; ferner, sehr große Einkünfte, die prächtigste Garderobe; Logen in allen Schauspielen; mit einem Worte, alles was Luxus und Ueberfluß der ehrgeitzigsten Schönheit anbieten kann. Die Frau von Merival unterbrach ihn nicht, und da er fertig war, sagte sie zu ihm: Mein Herr, nach dieser Herzehlung, so glänzend sie auch ist, sehe ich, daß wir kaum eins werden dürften. Das heißt, mir nicht die Hälfte von dem anbieten, was ich brauche. Ich setze mich auf einen weit höhern Preiß! Wie, Madame, unterbrach er sie! ist das ihr Ernst? doch das ist ein unsinniger Preiß. Er wollte fortfahren; die Frau von Merival aber nahm eine ernsthafte Mine an, und legte ihm Stillschweigen auf; und er gieng etwas beschämt fort. Die Frau von Merival konnte sich von ihrer Bestürzung nicht erholen. Was! sagte sie in ihren Unwillen, mir von Liebe vorzuschwatzen, ohne von einer Heyrath mit mir zu sprechen! Seine Begierden wie ein leibhafter Sultan zu erkennen geben! Ach! Herr Morbrok, Sie haben Ihren Roman an dem nehmlichen Tage anzufangen und zu endigen geglaubt! der Streich ist artig! wir wollen sehen. Während daß sie mancherley Entwürfe sich zu rächen im Kopfe hatte, trat der Herr von Rincour ins Zimmer, der, ohne von ihrer Unterredung etwas zu wissen, Herr

Mor

Morbroken ganz mißvergnügt hatte heraus kommen sehen, und jetzt seiner Nichte Vorwürfe darüber machen wollte. Wohlan, sagte er zu ihr, Sie haben ihn also abgewiesen? Ja, mein lieber Onkle. — — — Desto schlimmer, meine Nichte, desto schlimmer. — — — Wie! Sie hätten also gewünscht, daß ich seinen Antrag angenommen hätte? — — — Allerdings, man hätte ihn beym Worte halten sollen. Die Frau von Merival unterbrach ihn durch ein lautes Gelächter, das ihn beynahe böse gemacht hätte. In Wahrheit, meine liebe Nichte, das ist ein sehr unhöfliches Lachen! Ich hätte nicht geglaubt, daß ich genöthigt seyn würde, Sie einst daran zu erinnern, daß Sie mir Respekt schuldig sind. Nach einigen Entschuldigungen, die ihn sehr bald besänftigten, fieng man die Unterredung wieder an. Aber, sagte der Herr von Rincour, sein Antrag — — — der war sehr vortheilhaft. Ich sollte ein unermeßliches Vermögen mit ihm theilen. — — — Ha! ganz sicher, wenn man verheyrathet ist — — — Verheyrathet! O nein, mein lieber Oncle, der Mann verheyrathet sich nicht. — — — Wie? er verheyrathet sich nicht; was soll das sagen? der Herr von Rincour gerieth in Wuth, und wollte ihm die Thüre weisen: seine Nichte aber hielt ihn zurück, und sagte zu ihm: Nein, lassen Sie mich nur machen, der Unwille hat mir einen Anschlag zur Rache eingegeben, erlauben Sie mir, daß ich ihn ausführen darf. Es fiel ihm sehr schwer sich es gefallen zu lassen, endlich war er es zufrieden.

Da

Herr Morbrok, der unterdeß über den schlechten Erfolg seiner Unternehmung nachdachte, schämte sich ganz, daß er sie gewagt hatte; und da der Widerstand oft die Begierde verstärkt, so merkte er, daß sich seine Neigung zur Frau von Merival in Liebe verwandelte. Er kam und machte Entschuldigungen, die man zum Schein annahm, weil man, um seinen Zweck zu erreichen, sich stellen muste, als hätte man ihm vergeben. Man that noch mehr, man bestrebte sich ihm liebenswürdig zu scheinen, und die Frau von Merival konnte es in diesem Stück sehr weit treiben.

Herr Morbrok war desto entzückter über seine Vergebung, weil er befürchtet hatte, er würde sie nicht erhalten können. Er glaubte, er müsse seinen Fehler wieder gut machen; und da er bloß eine Art des Ersatzes kannte, so theilte er mit vollen Händen Gold aus; er stellte Feten über Feten an, die man sehr galant fand, erboth sich Gastereyen zu veranstalten, die zwar ausgeschlagen wurden, aber mit so vieler Anmuth, daß man weder darauf dringen, noch über die Weigerung verdrüßlich werden durfte. Mit einem Worte, er glaubte alles gethan zu haben, da er recht viel hatte aufgehen lassen; und dachte einen neuen Versuch zu machen, doch mit dem Vorsatz, seine Sache klüger anzustellen. Er blickte allenthalben um sich herum, um zu sehen, ob er nicht etwan ein Hinderniß zu befürchten hätte: und entdeckte, daß er nicht der einzige wäre, der von den Reitzen der Frau von Merival gerührt worden war.

Sinville, ein junger Mensch von sehr guter Herkunft, der fleißig zum Herrn von Rincour kam, liebte seine reitzende Nichte ebenfalls: er war nicht so reich, als sein Nebenbuhler, aber weit liebenswürdiger; er kam viel weiter bey seiner Gebieterin. Die Frau von Merival machte kein Geheimniß daraus, oder, besser zu sagen, sie ließ es dem Herrn Morbrok deutlich merken, daß er an Sinvillen einen Nebenbuhler hatte; aber sie sagte ihm nicht, daß er ein geliebter Nebenbuhler wäre. Herr Morbrok muste es einsehen, daß Sinville liebenswürdig war; diese Nebenbulerschaft setzte ihn in Furcht. Der gute Engländer glaubte ein untrügliches Mittel gefunden zu haben: er eilte zu Sinvillen hin und both ihm Geld, um ihn dahin zu bringen, daß er von seinen Bewerbungen abstehen möchte. Bey einem geringeren Grade von Großmuth als Sinville besaß, würde man diesen Antrag sehr übel aufgenommen haben; er verwarf auch seine Anerbietungen mit Unwillen, und Herr Morbrok entfernte sich, und wunderte sich nicht wenig, daß man ihm abschlägliche Antwort gegeben hatte.

Da er Sinvillen verließ, kam er wieder zur Frau von Merival zurück. Er fand sie weit liebenswürdiger, denn sie suchte ihm zu gefallen; und er gieng viel verliebter von ihr hinweg. Er ließ es nicht lange anstehen, sich wieder bey ihr sehen zu lassen; diese letztere Unterredung machte ihn nur desto hitziger; und dies war es eben, was die Frau von Merival haben wollte. Endlich ließ er seine

Liebe

Liebe wieder reden, aber diese Liebe wagte es nicht, sich auf eine andre Art sehen zu lassen, als unter dem Schutz des Ehestands: er wagte es nicht sein Vermögen anders anzubieten, als mit seiner Hand zugleich. Da ihn die Frau von Merival endlich da sahe, wo sie ihn hin haben wollte, war sie blos darauf bedacht, die Früchte ihrer Arbeit zu genießen. Was! sagte sie zu ihm, Sie könnten bis zu einer Heyrath gehen! Bedenken Sie daß viel Liebe dazu gehört, um es so weit kommen zu lassen. Er betheuerte sogleich, daß er spürte, wie seine Liebe von Augenblick zu Augenblick stiege. Mein Herr, antwortete die Frau von Merival, die sich meisterlich darauf verstand, wofern Ihre Liebe aufs höchste gestiegen ist, so will ich Ihnen gestehen, daß ich dies eben wünschte. Herr Morbrok dem diese Rede Muth machte, drang weit stärker in sie: und die Frau von Merival, die in alle ihre Antworten eine boshafte Zweydeutigkeit legte, sagte zu ihm, sie sähe wohl, man müsse der Liebe nachgeben. Außerdem, setzte sie hinzu, macht es mir die Billigkeit zur Pflicht; sie befiehlt mir endlich den Preiß demjenigen zuzuerkennen, der ihn verdient hat. Diese letzten Worte, die mit einem noch zärtlicheren Tone ausgesprochen wurden, verrückten Herrn Morbroken vollends den Kopf, und er zweifelte keinen Augenblick, daß sie nicht von ihm sprechen wollte. Gehen Sie, mein Herr, fuhr die Frau von Merival in dem nehmlichen Tone fort, gehen Sie ein wenig im Garten herum: ich will hier in kurzem den zum Besitzer

meiner Hand machen, der schon Herr über mein Herz ist. Er wollte viel Danksagungen hermachen, als sie ihn mit den Worten unterbrach: in einem Augenblicke wird alles in Bereitschaft seyn: der Bräutigam mag kommen, ich nehme es über mich die Braut und den Notarius herzuschaffen.

Indeß war Sinville, der sich für diesem Nebenbuhler nicht fürchten durfte, und sich doch für ihm fürchtete, denn er war sehr verliebt, in der Stille ankommen, und hatte das Ende ihres Gesprächs gehört. Er wurde so wie Herr Morbrok dadurch getäuscht, aber auf eine andre Art. Er betrübte sich darüber eben so sehr, als sein Nebenbuhler sich darüber freute; und die Frau von Merival trieb seine Verzweiflung aufs höchste durch diese Worte, die sie ganz laut aussprach, da sie ihn gewahr wurde. Herr Morbrok, Sie werden in einem Augenblicke wieder kommen; Sinville erwarten Sie mich, ich habe Sie hier nöthig, ich verlasse Sie, um den Notarius zu holen: Sie sollen Zeuge seyn — — — Leben Sie wohl.

Dies Leben Sie wohl, hätte Sinvillen beynahe unsinnig gemacht. O Himmel, rief er aus, was will sie denn sagen? sie holt einen Notarius, und ich soll Zeuge seyn! Ich schaudre. Einen Augenblick hernach, kam die Frau von Merival wieder zurück in Begleitung eines Notarius und ihres Oncles, der eben so wenig von der Sache wuste. Sie ließ es Herr Morbroken melden; und da alles beysammen war, sagte Sinville, in einem verdrüßlichen

lichen Tone, nach allem was ich sehe, haben Sie mich nicht nöthig. Um Vergebung, antwortete sie ihm, gar sehr nöthig. Hierauf wendete sie sich gegen Herr Morbroken, der über und über voll Freuden war, und sagte zu ihm: Die Engländer und Franzosen sind jetzt in Krieg verwickelt; bey diesen beyden untereinander wetteifernden Völkern, machen die guten Bürger verschiedne Projekte; der eine rüstet Schiffe aus, der andre begiebt sich selbst in die Gefahren des Meers; ein dritter schickt seine eignen Söhne hin; ich habe eine Feindseligkeit von einer ganz neuen Art versuchen wollen, und habe mich der Waffen bedient, die mir die Natur gegeben hatte. Meine Augen haben einen Angriff auf Ihr Herz gethan. Sie haben es besiegt, ich bin zufrieden. Mir fehlt nun weiter nichts, als daß ich Sinvillen in ihrer Gegenwart meine Hand gebe. Ach! Corsar, rief der Oncle ganz erstaunt. Herr Morbrok gieng voll Wuth fort; und Sinville blieb für Vergnügen und Erstaunen einige Zeit stumm. Da er aber wieder zu sich selbst kommen war, sagte die Frau von Merival mit dem holdseligstem Lächeln zu ihm, vergeben Sie, Sinville. Gnädige Frau, antwortete ihr Sinville ebenfalls lächelnd, ich billige, ich bewundre sogar, wenn Sie es so haben wollen, diesen Triumph, weil ich die Kosten dazu nicht hergeben darf. Aber glauben Sie mir, im Kriege giebts allzuviele Gefahren, und – – – nach diesem Siege schenken Sie allen englischen Herzen den Frieden.

Die verfolgten Liebenden, eine Erzählung.

In einer Insel, die seitdem untergegangen ist (ihr Name, der allzuwenig berühmt war, ist nicht bis auf uns kommen) starb eine gute ehrliche Frau, deren Geschichte keinen Stoff zu einer akademischen Lobschrift hätte geben können, die aber in ihrem Leben eine sehr seltne und sonderbare Rolle gespielt hatte. Sie hatte ihren Liebhaber noch immer geliebt, auch nachdem sie ihn geheyrathet hatte, und sie hatte ein großes Vermögen erworben, ohne von der Rechtschaffenheit abzuweichen.

Sie hatte ein Testament gemacht, und darinnen ein junges Mädgen, mit Namen Azeline, die sie als ihre Tochter erzogen hatte, zur Erbin eingesetzt. Die Erblasserin ermahnte sie bey der Vermachung ihres Vermögens, den Elenor zu lieben, einen jungen Menschen, den sie ihr zu ihrem Manne bestimmt hatte; und dieser Artikel des Testaments wurde aufs gewissenhafteste befolgt.

Die Mädgen auf der Insel waren fast alle artig, und die Schönheit der jungen Azeline wurde auf der Insel allgemein bewundert; ihr Verstand war noch liebenswürdiger als ihre Gestalt, und ihr Herz übertraf ihren Verstand noch bey weitem.

Elenor war unter den jungen Leuten der schönste: er wurde von dem schönsten Mädgen auf der

Insel geliebt, und wurde nicht beneidet. Selbst seine Mitbuhler liebten ihn. Dies läßt vermuthen, daß er außer der Liebe auch noch einer andren Empfindung fähig war, und die Kunst verstand, ein treuer Freund zu seyn, so wie er der zärtlichste Liebhaber war. Er war eben so tugendhaft als liebenswürdig, und verdiente die Gunstbezeugungen der Liebe durch seine Wohlthätigkeit. Wenn er im Begriff war seine Geliebte zu besuchen, so hätte ihn nichts aufhalten können, als die Gelegenheit seinem Freunde nützlich zu seyn. Nicht eine einzige Stunde würde er der Liebe entzogen haben, um sein eigen Glück zu machen; aber um eines andern Glück zu machen hätte er ganze Tage hingegeben. Kam er um eine Stunde zu spät zum rendez-vous, so entschuldigte er sich mit einem erwiesnem Dienst; und Azeline die eben so empfindsam und großmüthig war, als ihr Liebhaber, dankte ihm für die Stunde, die er ihr entzogen hatte. Man merkt wohl, daß Azeline und Elenor glücklich waren, und jedermann wird zugeben, daß sie würdig waren, es zu seyn. Doch ich muß den Vorfall erzählen, der zu ihrer Liebe den ersten Anlaß gab.

Die Handlungsgesetze waren auf dieser Insel eben das, was sie bey uns sind; der Gläubiger hatte gewisse Rechte auf die Freyheit des Schuldners. Die Sitten der Einwohner hatten ebenfalls viel Aehnlichkeit mit den unsrigen. Es gab unter ihnen Schuldner ohne Treue und Glauben, und Gläubiger ohne Menschlichkeit. Einer von den

letztren wollte einen armen Menschen, der ihm eine ziemlich beträchtliche Summe schuldig war, in einen Kerker schleppen lassen. Die Thränen des Gefangnen, das Flehen der Anverwandten und Freunde hatte ihn nicht bewegen können; er hatte sogar dem Bitten einer artigen Frau widerstanden: er war einer von den Menschen die sich durch nichts einnehmen lassen, als durch die Lockspeise des Gewinns. Da er unterdes auf einen seiner Landgüther beträchtliche Arbeiten hatte anfangen lassen, bewilligte er seinem Schuldner endlich die Freyheit, unter der Bedingung, daß dieser bis zur völligen Bezahlung unabläßig an seinen ländlichen Einrichtungen arbeiten sollte. Dieser Unglückliche war damit zufrieden; aber gar bald wurde seine Gesundheit durch den Kummer erschüttert, oder seine Kräfte durch die Arbeit erschöpft, und er war nicht im Stande sie fortzusetzen. Bey der Versicherung seines Unvermögens wollte der unbarmherzige Gläubiger die Thüren seines Gefängnisses wieder öffnen lassen. Elenor war ein Landsmann und Freund von diesem Unglücklichen. Er war um nichts reicher, aber er besaß mehr Gesundheit und Stärke. Er bot dem Gläubiger seine Handdienste an, der sie auch annahm; und er fieng an, die Arbeiten zu verrichten, die seinem Freunde waren aufgelegt worden. Da er zu seiner eignen Unterhaltung wenigstens einige Stunden arbeiten muste, so hatte er beynahe keinen Augenblick Ruhe. Er brach sich an seinem Schlaf, an der Dauer seiner Mahlzeiten, und sogar an seinem Essen und Trinken, ab. Endlich

nach

nach einer übermäßigen Arbeit vieler Monathe, eilte er voll Freuden auf seinen Freund zu, und brachte ihm eine Quittung von seinem Gläubiger. So bekam dieser Unglückliche auf einmal die Freyheit, die Freude und folglich die Gesundheit wieder.

Seine Geschichte machte Aufsehen. Als man sie eines Tags in Elenors und Azelinens Gegenwart, die einander noch nicht kannten, erzählte, rief einer von den Anwesenden aus: man ist sehr glücklich, wenn einem dergleichen Freundschaftsdienste erwiesen werden! — — — Ach! erwiederte Azeline, man ist weit glücklicher, wenn man sie erweisen kann. Elenor der in diesen Worten eine Denkungsart entdeckte, die der seinigen entsprach, kehrte sich um, um die Person zu sehen, die geredet hatte. Noch ehe er Azelinen gesehen hatte, war er von Hochachtung gegen sie eingenommen; er sahe sie, und fühlte es, daß sein Herz mit Liebe erfüllt war. Eine zärtliche Seele und eine überirrdische Schönheit würkten die vollkommenste Bezauberung, und Elenor sahe von diesem Augenblicke an, daß er Lebenslang lieben würde. Auch Azeline sahe an ihrem Theil Elenorn nicht mit Gleichgültigkeit an; ihr Herz empfand in dem nehmlichen Augenblicke eben das, was ihre Augen erregt hatten. Sie freute sich ungemein, da sie fand daß Elenor schön war, auch ohne dies hätte sie ihn geliebt. Mit einem Worte, sie fühlten, da sie sich zum erstenmahl sahen, die Empfindung, die man zu fühlen pflegt, wenn man das wieder findet, was man

lange gesucht hat. Vom ersten Augenblick an, schienen sie beyde auf einmal auszurufen: er ists, sie ists.

Die Sache war, wie man sieht, zwischen unsren beyden Verliebten schon sehr weit kommen, und doch war noch kein Wort gesprochen worden. Elenor hatte seine Liebe noch nicht erklärt; wenn man recht liebt, ist eine Erklärung keine leichte Sache. Elenor entsetzte sich vor dieser fürchterlichen Unternehmung, er wagte weiter nichts als die Sprache der Augen, aber seine Augen redeten so gut, daß sie Azelinens ihren alles sagten.

Da Elenor sich nicht unterstund seine Neigung mündlich zu entdecken, so glaubte er, es würde ihm leichter fallen, es schriftlich zu thun: er verfertigte daher einen sehr langen, weitschweifigen Brief. Er wiederholte die nehmliche Sache sehr oft, weil er blos eine Sache zu sagen hatte: aber wenn gleich in seiner Schreibart Unordnung herrschte, so lag doch nicht weniger Beredsamkeit darinnen. Beym Ueberlesen seines Briefes fand er, daß er das nicht ausdrückte, was er empfand; er arbeitete ihn um, und der Brief war um nichts besser; endlich muste er ihn zusiegeln, und auf Mittel sinnen, ihn in Azelinens Hände zu bringen.

Mitten in seinem tiefen Nachdenken, ließ er seinen Brief, den er zusammenzulegen glaubte, auf den Rasen fallen. Da er aufgestanden war, um etwas bey Seite zu gehen, führte der Zufall oder die Liebe Azelinen in die Gegend des nehmlichen

Rasen-

Rasenplatzes; sie wurde das Briefgen gewahr, ergriff es begierig, und indem sie überlegte, ob sie es lesen sollte, las sie es völlig durch. O wie schlug ihr da das Herz! zu gleicher Zeit kam Elenor wieder zurück; und Azeline die ganz betreten darüber war, daß man sie über dem Lesen überrascht hatte, suchte sich so gut als möglich zu erholen. Sie fuhr mit der Hand über das Gesicht, um gleichsam die Röthe, womit es überzogen war, hinwegzuwischen, rückte ihre Schürze zurecht, die nicht in Unordnung gerathen war, und als sich ihr Elenor genähert hatte, sagte sie mit furchtsamer Stimme zu ihm: Elenor, haben Sie dies Briefgen fallen lassen? — — Elenor war in nicht geringerer Verlegenheit als sie. Allzufurchtsam um ja, allzufurchtsam um nein zu sagen, wurde er roth, öffnete den Mund um zu reden, und sagte kein Wort. — — — Es ist ohne Aufschrift: kann man erfahren, an wen Sie es geschrieben haben? hier verdoppelte sich Elenors Verlegenheit; gab er zur Antwort, an Sie selbst, so befürchtete er Azelinen böse zu machen; sagte er das Gegentheil, so glaubte man von ihm, er liebe anderwärts. In dieser Verwirrung, war er im Begriff sich zu entschuldigen, und um Vergebung zu bitten, daß er an Azelinen das geschrieben habe, was sie mit so großem Vergnügen gelesen hatte, als sie in einem furchtsamen Tone hinzusetzte! — — — dies Briefgen enthält — — — viel Liebe! — — — dies Wort Liebe, das Azelinens Mund aussprach, war für Elenorn ein großer Trost. Dies war das Wort, welches auszusprechen ihm so schwer fiel: als

als es einmal ausgesprochen war, wiederholte er es hundertmahl. Er fiel Azelinen zu Füßen — — — Ja, rief er aus, es handelt von Liebe, ich habe es geschrieben; es ist an Sie gerichtet. Was für eine andre könnte so viel Liebe einflößen als Sie? Was für ein ander Herz könnte so zärtlich lieben als das meinige? — — —

Die empfindsame Azeline wurde durch ihres Liebhabers Entzückungen hingerissen; sie sagte nicht wieder ihn, ich liebe sie, nicht als ob sie Bedenken getragen hätte dieses Wort auszusprechen, aber es dünkte ihr, sie hätte es schon seit langer Zeit gesagt. So liebten sie einander; so entdeckten sie einander ihre Liebe; so waren sie glücklich: glücklich! sie waren es nur allzusehr.

Es war auf der Insel eine obrigkeitliche Person, eine Art von Gouverneur, der sich einbildete, er würde geliebt, weil man ihn fürchtete, und der Verdienst zu besitzen glaubte, weil er reich und mächtig war. Kein Mensch war stolzer als Morian (so hieß er) und niemand hatte größre Ursache bescheiden zu seyn. Er war nicht mächtig genug, sich bis zu großen Verbrechen zu erheben; er vergoß das Blut der Einwohner nicht, weil er sich fürchtete, er würd es nicht ungestraft vergiessen können. Er war ein böser Mensch, dem es blos an Kraft fehlte ein Bösewicht zu seyn. Sein gröstes Vergnügen bestund darinnen jene Art von Schalkheit auszuüben, die man in Schulen muthwillige Jungenstreiche nennt, die sich in der Welt in Bosheit

ver=

verwandelt, und bey mächtigen Leuten zur Grausamkeit wird. Das Liebesverständniß zwischen Azelinen und Elenorn kam ihm zu Ohren: man sprach von nichts, als vom Glück der beyden Verliebten. Er machte ihnen beynahe ein Verbrechen daraus, daß sie sich unterstunden glücklich zu seyn; und er eyfersüchtig über ihre Liebe, die kein Nebenbuhler zu stören wagte. Er ließ sie zu sich kommen, sahe sie, sprach mit ihnen; er wurde Azelinens Liebhaber, oder beschloß vielmehr Elenors Nebenbuhler zu seyn. Er hätte Azelinen nicht geliebt, wenn er nicht auf das Glück ihres Liebhabers eyfersüchtig gewesen wäre. Mit einen Worte, er strebte weit weniger nach dem Rechte sich glücklich zu machen, als nach dem Vergnügen zwey Personen auf einmal unglücklich zu machen.

Kaum hatte er das Projekt gemacht, Elenorn das Herz der zärtlichen Azeline zu rauben, so dachte er auch auf Mittel es auszuführen. Er that eine Liebeserklärung im Ton jener reichen und mächtigen Männer, die der Liebe blos spotten, indem sie ihr huldigen, das ist, mit Gold und Geschenken in der Hand schwatzte er von Liebe.

Diese Anerbietungen waren für Azelinen nicht gefährlich. Morion wurde abgewiesen, und war dumm genug sich daroh zu wundern. Er that noch mehr: man weiß daß er nicht verliebt war, aber er glaubte es zu seyn. Anstatt seine Beleidigung durch Wohlthaten gut zu machen, oder wenigstens durch Stillschweigen, faßte er einen Haß gegen

Azelinen

Azelinen, als ob er in der That Ursache gehabt hätte, sich über sie zu beschweren. Er betrachtete sie mit dem Auge, womit man eine treulose Geliebte ansieht, und beschloß sich als ein Liebhaber zu rächen, der hintergangen worden ist. Man merkt leicht, daß Elenor mit in diesen Haß verwickelt wurde: wenigstens war er in Morians Augen eben so strafbar, denn er wurde von Azelinen geliebt.

Ich habe schon gesagt, daß eine reiche Einwohnerin der Insel, bey ihrem Tode Azelinen zur Erbin einsetzte. Dies Testament brachte Morian auf den Einfall einer Rache, die seiner würdig war. Er untersuchte es aufmerksam, oder ließ es untersuchen, um etwas ungültiges darinnen zu finden. Man sieht, daß er die Liebe schlecht kannte, weil er kein ander Mittel sahe, sich an den Liebenden zu rächen, als einen Angriff auf ihr Vermögen zu thun.

Azelinens und Elenors Nachläßigkeit begünstigte sein Vorhaben. Da sie glaubten, daß sie ausser ihren Herzensangelegenheiten sonst keine hätten, so hatten sie eine Formalität, eine Kleinigkeit, die aber beym gerichtlichen Verfahren sehr erheblich ist, eine Art von gerichtlicher Bestätigung vergessen.

Morian machte diesen Mangel der Formalität zu einem großen Fehler, und ließ das Testament für ungültig erklären; aber dies Unglück war es nicht, was Azeline und Elenor am meisten zu befürchten hatten, und sie fürchteten sich auch am

wenig-

wenigsten dafür. Morian bedachte nicht, daß er ihnen dadurch ihre Liebe nicht raubte, wenn er ihnen auch ihr Vermögen nähme. Was sage ich? Sie liebten einander nur desto zärtlicher. Da Azeline nach ihrem Unglück ihren Geliebten noch immer treu fand, so wurde sie dadurch desto gewisser überzeugt, daß sie geliebt würde, und Elenor war darüber entzückt, daß er ganz allein das Glück seiner Geliebten machen konnte. Molierens Menschenfeind sagte zu seiner Geliebten: ich wünschte, Sie wären schlechterdings von allem Vermögen und von aller Unterstützung entblößt, und von der ganzen Welt verlassen, daß ich sehen könnte, daß Sie meiner Liebe alles zu danken haben. Azeline hingegen sagte bey sich selbst: das Glück, das mir das Vermögen versprach, war für mich und meinen Geliebten etwas fremdes. In Zukunft wird Elenor die Sorge für mein Schicksal übernehmen; mein Glück wird mir desto schätzbarer seyn, weil es sein Werk seyn wird. Jeder Genuß des Guten wird zu einer Wohlthat meines Geliebten werden. So redete Azeline, und sie war getröstet; sie sahe Elenorn, und sie waren glücklich.

Morian hofte ohne Zweifel, Azeline würde nun kommen und ihm ihr Herz anbiethen, um das verlohrne wieder zu bekommen; aber Azeline hatte gelernt arm zu seyn, und konnte weder untreu noch meineydig seyn. Morians Feindschaft wurde immer stärker, jemehr vergebne Mühe er anwendete, sich zu rächen; und die Liebe der beyden Verliebten nahm durch die Hindernisse zu.

Azeline und Elenor waren nun zwar Morians Haße blos gestellt, aber doch nicht ganz ohne Schutz. Der letztre hatte eine Schwester, die Ephise hieß. Diese Schwester war eben so sanft und gutherzig, als der Bruder hart und boshaft war. Morian wäre der tugendhafteste Mann worden, wenn Lehren und selbst Beyspiele eine angebohrne Anlage zum Laster verbessern könnten. Er hörte seine Schwester bisweilen an, und dies war schon sehr viel, aber Ephise verschwendete ihre Zeit und Moral immer dabey.

Anfänglich hatte sie aus bloßem Mitleiden am Schicksal der beyden verfolgten Liebenden, die sie nicht kannte, Antheil genommen. Sie verlangte sie zu sehen. Nachdem sie sie gesehen hatte, vereinigte sich Hochachtung und Freundschaft mit der Zuneigung die sie gegen alle Unglücklichen trug. Ephise hatte noch nicht geliebt, und doch bedauerte sie Azelinen und Elenorn wegen ihrer Quaalen, als ob sie schon alle Schmerzen der Liebe empfunden hätte. Sehr bald wurde es Bedürfniß für ihr Glück, sie zu sehen und zu lieben. Der Anblick ihrer tugendhaften Liebe tröstete sie etwas über den Kummer, den ihr die Laster ihres Bruders verursachten. Die Furcht ihm zu mißfallen konnte die Neigung nicht überwinden, die sie gegen sie hinzog. Sie schützte sie gegen Morian, aber insgeheim, um ihn nicht noch mehr zu erbittern. Da ihre Vorstellungen und ihr Bitten ihn von dem Vorhaben sich zu rächen nicht hatten abbringen können, wen-

dete

dete sie List an, um es zu vereiteln. Ist der Betrug erlaubt, so ist er es ohne Zweifel nur alsdenn, wenn man die Absicht hat ihn zur Vertheidigung der Unschuld anzuwenden.

So hatten Azeline und Elenor einen guten und einen bösen Genius. Der eine war unaufhörlich wachsam um sie zu quälen; der andre war immer aufmerksam ihnen beyzustehen. In der Welt sind die Freunde immer weniger wachsam, als die Feinde. Der beständig thätige Haß ist immer zum Angriff bereit; die nur allzuoft unthätige Freundschaft, vernachläßigt die Vertheidigung oft, und stellt sich der Gefahr überfallen zu werden allzusehr blos. Aber Ephisens Zärtlichkeit gegen die beyden Verliebten war eben so wachsam und thätig als die Feindschaft ihres Bruders; sie lebte ihrentwegen in beständiger Furcht; und war eben so geschickt die Streiche abzuwenden, als Morian hitzig war sie anzubringen.

Da unterdeß Morians Gewalt beynahe unumschränkt war, so muste man befürchten, daß er sie mißbrauchen könnte, um die beyden Verliebten unglücklich zu machen. Der stärkste Schutz den sie gegen ihn hatten war seine eigne Schwäche, die Ursache war, daß er sich für den Folgen einer offenbaren und übereilten Rache fürchtete; doch wurde dieser Abhaltungsgrund durch die Heftigkeit seines Verdrusses täglich mehr geschwächt; er fieng sogar an seiner Schwester, wegen der Freundschaft die sie gegen sie trug feind zu werden. Ephise hatte

insbesondre gegen Elenorn eine ausnehmend zärtliche Freundschaft; es war eine unwillkührliche Neigung, die etwas mehr zu bedeuten hatte als die gewöhnlichen Freundschaften.

Ich habe schon gesagt, daß die Furcht für der Zukunft ein Abhaltungsgrund vor unsren Morian war; aber diese Furcht diente blos dazu, seinen Haß noch hinterlistiger zu machen. Er wendete verschiedne geheime Künste an; und verboth, unter mancherley Vorwande, der von der Policey und den Sitten hergenommen war, den beyden Verliebten einander zu sehen.

Der Leser muß wissen, daß die Insel durch einen ziemlich ansehnlichen Fluß getheilt wurde. Die eine von den beyden Hälften hieß die große, die andre, die kleine Insel. Azeline und Elenor wohnten in beyden Theilen der Insel. Morian der sich immer mit seinem Vorhaben beschäftigte, verboth Elenorn sich auf der kleinen Insel, wo Azelinens Wohnung war, sehen zu lassen.

Diese Verbannung war ein Donnerschlag für sie, und für Ephisen der heftigste Verdruß. Ihr Schmerz war beynahe eben so groß als Azelinens; in einem Augenblicke fühlte sie daß ihr Gesicht von Thränen benetzt war. Sie selbst erstaunte über diese übermäßige Empfindsamkeit, und fürchtete sich ihr Herz zu untersuchen. Was! sagte sie ganz leise, woher kommt diese Empfindung, die mir unerklärbar ist? Azelinen werde ich beständig sehen. Ist also Elenors Abwesenheit an meiner Verzweifung

flung schuld? Wenn das was ich für Elenorn empfinde, etwas mehr wäre als was man für einen Freund empfindet, wenn ich mich von der Liebe betrügen liesse, indem ich der Freundschaft einen Dienst zu erweisen glaube, wenn Azeline indem sie sich in meine Armen warf, sich in die Armen einer Nebenbuhlerin geworfen hätte! — — —

So befürchtete Ephise bey der Untersuchung ihres Herzens eine Neigung darinnen zu finden, die sie sich als ein Verbrechen vorwerfen würde. Unterdeß beruhigte sie die Erinnerung an das Vergangne in etwas. Sie hatte Elenorn immer mit Vergnügen gesehen, aber nie ist es ihr unangenehm gewesen Azelinen zu sehen; nie hat sie ihr Liebesverständniß betrübt; sie hat nie etwas anders gewünscht, als ihre Verbindung; sie hat für den glücklichen Ausgang ihrer Liebe beständig Gelübde gethan; sie liebte also Elenorn nicht, weil sie nicht eyfersüchtig war.

Während daß Ephise sich zu beruhigen trachtete, indem sie das Innerste ihres Herzens untersuchte, nahmen Azeline und Elenor den zärtlichsten Abschied von einander. Da sie sich anschickten über den Fluß zu gehen, hätte man sagen sollen, Elenor wäre im Begriff, die längste Reise vorzunehmen. Ein bloßer Strom sollte sie trennen; es schien als hätte der Himmel ein weites Meer zwischen sie hingestellt. Der grausame Morian, rief Elenor aus! er konnte uns nicht hindern uns zu lieben, er verbietet uns daher einander zu sehen. Azeline, meine theure

Azeline! was soll aus mir werden? kann ich getrennt von Dir leben? Ach! bisher wurde der Schmerz den ich empfand, wenn ich Dich verlassen muste, wenigstens durch die Hofnung gelindert; wenn ich aufstund war dies mein erster Gedanke: ich werde Azelinen sehen; wenn ich mich zu Bette legte, sagte ich: ich habe Azelinen gesehen. In Zukunft werde ich den Tag anbrechen, werde die Nacht zurückkommen sehen, ohne mein Glück in Deinen Augen gelesen, ohne Deine Hand in meine geschlossen zu haben!

Die gerührte Azeline ließ ihr Haupt in die Armen ihres Liebhabers sinken. Aber wenn sie für Betrübniß weinte daß sie ihn verlassen muste, so weinte sie auch für Vergnügen daß sie sich so zärtlich geliebt sahe. Bisweilen mischte sich eine Regung von Muth in ihren Schmerz; durch die Liebe beherzt gemacht, wollten sie ihrem Tyrannen Trotz biethen. Elenor wollte, da er Azelinen verließ, wenigstens den Namen ihres Gatten mit sich nehmen; er wollte seine Geliebte zu den Stufen der Altäre führen, um daselbst vor Morians Angesicht ihre Liebe zu heiligen; aber die Furcht, sie möchten sich durch diesen raschen Schritt unglücklich machen, verursachte, daß sie ihren Entschluß bald aufgaben. Morian hatte sich in Ansehung ihrer Ehe deutlich erklärt; seine Gewalt war unbegränzt; und sein Herz keiner edlen Empfindung fähig; sie hatten alles zu fürchten. Endlich vermochte sie die Furcht sich selbst zu schaden, und die Hofnung glückli=

glücklicherer Zeiten dahin, daß sie sich freywillig zur Trennung entschlossen, um sich nicht einem noch größerem Unglück auszusetzen. Aber wenigstens empfanden sie bey dieser grausamen Scheidung blos den Schmerz einander zu verlassen, nicht aber die Furcht sich zu vergessen. Sie empfehlen einander die Treue nicht; sie argwohnten nicht einmal, daß es treulose Verliebte geben könnte.

Endlich hatte sich Elenor aus Azelinens Armen loßgerissen; das Fahrzeug das ihn überführen sollte, war schon in Bewegung; jeder Ruderstoß der in die Fluthen fuhr, schien sein Herz zu zerfleischen. Azeline, das Gesicht mit Thränen überschwemmt, die Armen gegen ihren Liebhaber ausgestreckt, schien durch eine unwillkührliche Bewegung ihres Körpers, dem Fahrzeuge eine entgegengesetzte Bewegung geben zu wollen. Wie wurde dem zärtlichen Elenor, da er sie lange in dieser betrübten Stellung betrachtet hatte, und sie endlich sinnloß am Ufer niederfallen sahe. Er verlohr darüber selbst den Gebrauch seiner Sinnen; und wurde so heftig dadurch gerührt, daß man befürchtete, nachdem er wieder zu Kräften kommen war, er möchte wahnwitzig worden seyn.

Da Elenors Schmerz schon so groß war, da er Azelinen verließ, so kann man leicht schlüssen, daß er ihn am Orte seiner Verbannung nicht weniger empfand. Der Theil der Insel, wohin er verwiesen war, war der blühendeste und schönste; Florens Wunder, Pomonens Schätze, immer grüne

Wiesen von hellen Bächen durchschnitten, die mit ihrem Murmeln den Gesang der artigen Tonkünstler der Felder zu begleiten schienen; mit einem Worte der verschwenderische Aufwand der Natur, und alle Mittel der Kunst hatten ein irrdisches Elysium daraus gemacht. O! wie wurde dieser reizende Aufenthalt für Elenorn in eine schreckliche Einöde verwandelt! Azelinens Abwesenheit beraubte die Natur aller ihrer Reitze; er suchte das Ufer der Bäche blos deswegen auf, um seinen Gram daselbst einzuschläfern; er streckte sich blos deswegen auf den Rasen hin, um ihn mit seinen Thränen zu benetzen; und blos darum mischte er seine Stimme unter den Waldgesang der Vögel, um ihre Lieder durch seine Klagen trauervoll zu machen. Man sieht die Liebe und die Dichtkunst oft in Gesellschaft bey einander. Elenor hatte Azelinen oft besungen; aber dies waren die Töne eines glücklichen Liebhabers. Ein Blick um den er gebeten, ein Blick den er erhalten hatte, waren ehemals der Inhalt seiner Lieder. Ach! jetzt hat er nichts zu besingen als die abwesende Azeline; er singt nichts als schmachtende und melancholische Töne.

Als er eines Tages am Ufer des Flusses spatziren gieng, sang er sehr traurig dies Lied, das er eben verfertigt hatte:

Sie nicht mehr sehn, die holde Azeline;
nicht hören mehr ihr zärtliches Geschwätz!
den Rosenmund, mit so verliebter Miene,
mir ach! nicht mehr wie vormals lächeln sehn!

Ich

Ich seh nicht mehr mein holdes Täubgen wieder
das sonst so gern auf grünem Rasen sang
mein Meisterstück, die kleinen Liebeslieder,
und einen Kuß für jedes Lied mir gab.

Ihr fandet uns, wo tausend Blumen blühen,
ihr Vögelchen, beym ersten Morgengruß:
Wir hörten euch, und lernten Melodien;
ihr sahet uns, und lerntet Lieb uns ab.

Ach! wie so nah gränzt Traurigkeit an Freude!
die meine welkt gleich einer Rose hin,
seitdem ich fern von Azelinen leide;
denn ihr Verlust ist schmerzlicher als Tod.

Durch Berg und Thal ruf' ich zu tausendmalen
mein Liebgen, ach! das meinen Arm entfloh;
und tödten mich auch der Erinnrung Quaalen,
so denk ich doch ohn' Unterlaß an sie.

Bey Endigung seines traurigen Lieds, das in einen noch traurigerem Tone gesungen ward, wurde er einen todten Körper gewahr, der eben ans Ufer war getrieben worden: er glaubte von weitem die Gesichtszüge eines jungen Menschen von funfzehn oder sechzehn Jahren deutlich zu erkennen. Die Hofnung ihn wieder zum Leben zu bringen machte daß er auf diesen Gegenstand der ihn rührte zulief. Er fühlte ihn mit der Hand an, und fand ihn ohne Bewegung; er sahe ihm scharf ins Gesicht, — — — Himmel! welche Züge! — — — Er sahe ihn noch einmal an — — — ists ein Blendwerk? Endlich fiel er auf diesen Leichnam hin, indem er ausrief: großer Gott! sie ists.

Würklich war es Azeline selbst. Der unglückliche Elenor war leblos wie sie neben ihr hingesunken.

ken. Sobald er wieder zu sich selbst kommen war, rief er unter einem Thränenstrome aus! Azeline, so bekomme ich dich also auf eine solche Art wieder! Hierauf hob er sie in seinen Armen in die Höh: --- Azeline, erwache, ich bins, Elenor ists. Sie war taub bey seinem Geschrey; Azeline hörte ihres Liebhabers Stimme nicht mehr. Er suchte sie durch seinen Athem wieder zu erwärmen, und legte seinen Mund auf ihre schon erstarrten Lippen: dieser unglückliche Liebhaber schien sich zu bestreben seine Seele auszuhauchen, und sie in Azelinens Körper zu bringen, um ihn zu beleben.

Endlich fühlte er nach einigen Augenblicken eines so schmerzlichen Kampfs, daß das Herz seiner Geliebten unter seinen Händen ein wenig schlug. Er erneuerte seinen Beystand und seine Bemühungen, und sahe, daß Azeline die Augen aufschlug. Aus dem Schmerz den er empfunden hatte, kann man seine Freude beurtheilen. Aber wie groß war Azelinens Entzücken, als ihre kaum eröffneten Augen Elenorn anblickten! sie sahe das Tageslicht wieder; sie fand ihren Liebhaber wieder: dies hieß das Leben zweymal wieder bekommen.

Nachdem sie sich beyde der entzückendsten Freude überlassen hatten, fragte Elenor, durch was für ein glückliches und zugleich unglückliches Wunder, Azeline sich vor den Augen und in den Armen ihres Liebhabers befände? Azeline antwortete: Liebster Elenor, kann ich Dich in dem Augenblicke, da ich Dich sehe, mit Dir spreche, in Deinen Armen bin,

mit meinen Verdrüßlichkeiten unterhalten. Aber Du willst es, wir wollen uns daher auf diesen Rasen setzen.

Sie setzten sich, und sie fuhr folgendermaßen fort: Nach unsrem traurigem Abschiede, und Deiner noch weit schmerzlicheren Abreise, konnte ich meine Augen von dem Fahrzeuge, das Dich fortführte, nicht hinwegwenden. Ach! es schien daß meine Seele Dir nach dem Maße nachfolgte, als Du Dich von mir entferntest; ich athmete nicht mehr; mein Herz hörte auf zu schlagen, da ich Dich nicht mehr sahe, und ich sank ohne Bewegung und ohne Leben am Ufer hin. Ach! wenigstens wurde meine Betrübniß auf eine Zeitlang unterbrochen. Zwey Einwohner der Insel, die mich wahrnahmen, eilten mir zu Hülfe; sie trugen mich in meine Wohnung, und ihre Sorgfalt brachte mich wieder zum Leben, das ist zur schmerzlichsten Betrübniß zurück. — — —

Bey diesen Worten fieng Azeline an bitterlich zu weinen. Der gerührte Elenor bemühte sich ihre Thränen zu stillen, aber er bemerkte bald daß er ihrer eben so viel vergoß. Ach! fuhr Azeline fort, wie öde kam mir das Land vor, nachdem ich dich verloren hatte! wie traurig und einsam schien mir selbst die Stadt zu seyn! da ich von Elenorn entfernt war, wohnte ich in einer Wüste. Ich kehrte in die blumenreichen Gefilde zurück, wo uns die Liebe so oft vereinigt hatte; ich wuste es, daß du nicht da warest, und doch suchte ich dich noch

 daselbst.

daselbst. Ach! zum erstenmahl fand ich mich auf dem Platze wo wir zusammen zu kommen pflegten allein. Alles was mich umgab erinnerte mich an glückliche Zeiten; aber dies Vergnügen wurde sehr bald durch das Nachdenken vergiftet. Ich betrachtete den Rasenplatz, auf dem Du so gern saßest; ich sahe noch Blumen, deren Blätter Du um mich her gestreut hattest; ich hörte die Vögel, denen wir mit Vergnügen zuhorchten. Ach! ihr Gesang schien mir schwächer, ihre Töne trauriger zu seyn; sie schienen Elenors Abwesenheit mit mir zu beklagen. Meine Augen schweiften unaufhörlich rings umher, so wie ich Dich ehemals suchte, wenn Du Dich einen Augenblick stelltest, als ob Du Dich meinen Blicken entziehen wolltest: aber das was vorzeiten ein unschuldiger Scherz war, war in eine grausame Wahrheit verwandelt worden. Ich sahe nichts mehr, ich war allein in der Welt. Bald machte ein Geräusch, das mir eine angenehme Freude erregte, daß ich nach der Gegend hinblickte; bald sprach ich Deinen Namen aus: aber blos das Echo antworte mir, und meine Thränen flossen dann in Menge. So brachte ich die ersten Tage Deiner Abwesenheit zu: blos die Hofnung Dich wieder zu finden fesselte mich ans Leben. Den einen Morgen sahe ich Ephisen, diese zärtliche Schwester eines so grausamen Bruders kommen. Du weißt es, Elenor, daß sie unsre unschuldige Liebe immer geschützt hat; Du kennst ihr empfindsames Herz; Du weißt, daß wir glücklich seyn würden, wenn unser Glück von ihrer Vorsorge abgehangen hätte. Sie redete mich

mich mit einem traurigem Gesichte an, das mir die unangenehmsten Nachrichten anzukündigen schien. Ich glaubte einen Augenblick, sie käme in der Absicht, mir von Deinem Tode Nachricht zu geben: nach allem was ich schon gelitten hatte, war dies das einzige Unglück das ich, wie mich dünkte, zu fürchten hätte. Ephise, rief ich ihr zu, von was für einen Unglück wollen sie mir Nachricht bringen? lebt Elenor nicht mehr?

Ephise benahm mir diese Furcht; aber ihre Thränen vermischten sich gar bald mit den meinigen, um Deine Abwesenheit zu beweinen. Azeline, sagte sie zu mir, sie wissen am besten ob ich an ihrem Kummer Theil nehme! sie wissen daß ich, so wie sie, über Elenors Entfernung geweint habe. In der That kam mir Ephise so niedergeschlagen vor, ihre Betrübniß schien mir so heftig zu seyn, daß ich (ich muß es gestehn) wider meinen Willen eine Regung von Eyfersucht empfand. Als Elenor bey diesen Worten seine Verwunderung zu erkennen gegeben hatte, eilte Azeline sich zu rechtfertigen. —— Beruhige Dich, mein Freund, sagte sie in einem zärtlicherem Tone zu ihm; ich habe nicht den geringsten Zweifel an der Reinigkeit ihrer Neigung: ich habe nicht die geringste Besorgniß wegen Deiner Treue gehabt; aber Ephise schien Dich so zärtlich zu lieben, daß ich beynahe befürchtete, ihr Herz möchte nicht so zärtlich seyn als das meinige; meine Liebe war eyfersüchtig auf ihre Freundschaft.

Elenor ergriff sogleich eine von Azelinens Händen, küßte sie voll Entzücken, benetzte sie mit Freuden-

denthränen, und Azeline fuhr also fort: Nachdem mich Ephise mit der zärtlichen Vertraulichkeit, die Dir bekannt ist, umarmt hatte, sagte sie zu mir: Theuerste Freundin, ich schütte meine Sorgen in Ihren Busen aus; mein Bruder geht mit irgend einem schändlichen Anschlage schwanger; er hat mir sein Vorhaben nicht entdeckt, weil er sich für meiner Freundschaft gegen sie fürchtet; aber ich argwohne eine Betrügerey, die sie unglücklich machen kann. Er will an Elenorn schreiben, ohne Zweifel um ihn zu hintergehen: vielleicht will er ihn dadurch in Verzweiflung stürzen, daß er sie bey ihm fälschlich beschuldigt.

Ach! mein liebster Elenor bey dieser Rede überlief mich plötzlich ein tödlicher Schauer. Ephise, die in Thränen schwamm, verließ mich um neue Erkundigungen einzuziehen; und ich blieb in die tiefste Betrübniß versenkt zurück. Die Nacht brach ein; ihr Schatten vermehrte mein Schrecken; ich konnte kein Auge zuthun; die traurigsten Bilder schreckten meine Einbildungskraft: endlich war es mir nicht mehr möglich meine heftigen Gemüthsbewegungen zu bezwingen; und als die ersten Strahlen der Morgenröthe die Finsterniß vertrieben hatten, faßte ich einen Entschluß, den mir die Liebe und die Verzweiflung eingab. Ich wollte Dich sehen, mit Dir sprechen, Dich vor der List des Tyrannen warnen; alles war mir verdächtig; mir allein wollte ich das Interesse meiner Liebe, und die Sorge für Dein Leben anvertrauen. Um nicht

erkannt zu werden habe ich, wie Du siehest, die Kleider eines Bruders, den mir der Tod geraubt hat, angezogen; ich habe einen Kahn, den ich am Ufer wahrnahm, loßgemacht; habe zwey Ruder die ich darinnen fand ergriffen, und habe die Fluthen durchschnitten, um zu Dir zu schiffen: aber plötzlich überfiel mich ein fürchterlicher Windstoß, stürzte den Kahn um, der von den Wellen fortgerissen wurde, und trieb mich an dieses Ufer, wohin Dich die Liebe ohne Zweifel geführt hat, um mir auf einmal das Leben und meinen Geliebten wieder zu geben.

So redete Azeline. Elenor konnte ihren Muth und ihre Treuherzigkeit nicht genug bewundern: eine so große Liebe tröstete ihn über alle seine Unglücksfälle: er war trunken von Vergnügen, indem er sie anblickte. Ihre Freude war so lebhaft! ihre Unterredung so zärtlich! ihr voriges Unglück, ihre gegenwärtige Gefahr, alles war vor ihren Augen verschwunden: sie empfanden blos das Glück einander wieder zu finden, blos das Vergnügen sich zu lieben: es gab für sie keinen Tyrannen mehr: mit einem Worte, Elenor kannte in der ganzen Natur sonst nichts als die Liebe und Azelinen. Aber die einbrechende Nacht erinnerte sie nun an sich selbst zu denken: sie musten sich zur Trennung entschlüssen; und wie sollte Azeline wieder über den Strom hinüber kommen? daran hatten sie keinen Augenblick gedacht. Zwey Verliebte, zwey so zärtliche Verliebte, konnten die, da sie einander wiederfanden, an Mittel denken sich zu verlassen? Am Ufer

war

war kein einziger Kahn, und die Nacht wurde mit jedem Augenblick finstrer. Endlich sahe Elenor kein ander Mittel, als mit Azelinen hinüber zu schwimmen. Er freute sich im innersten seines Herzens, daß er Gelegenheit gefunden hatte, ihr einen neuen Beweiß von seiner Liebe zu geben. Er zwang sie in sein Projekt einzuwilligen. Elenor ganz leicht bekleidet, nahm die zärtliche Azeline auf seine Schultern, die ihn mit ihren beyden verliebten Armen umschlang; und stürzte sich dann in die Fluthen. Es würde schwer seyn Elenors Eyfer die Wellen zu durchschneiden, und Azelinens zärtliches Schrecken hier abzuschildern. Sie befürchtete die Kräfte ihres Geliebten durch ihre Schwere zu schwächen. Wie leicht machte sie ihren Körper! wie hielt sie den Athem an sich! sie war Elenors wegen in Furcht, und er zitterte blos ihrentwegen: sie schien durch eine unwillkührliche Bewegung die beschwerliche Farth ihres Geliebten zu erleichtern zu suchen. Endlich kamen sie ans Land; und der glückliche Elenor setzte Azelinen am Ufer nieder, die, ohne die geringste Bewegung gemacht zu haben, weit abgematteter war als er. Elenors Freude und Entzücken, und Azelinens Dank kann man sich leicht vorstellen.

Sie musten diese Ergiessungen des Herzens gar bald durch einen neuen Abschied unterbrechen. Elenor muste wieder über den Fluß hinüber, um an seinen Verbannungsort zurückzukehren. Azeline hielt diese Ueberfahrt für gefährlicher als die erste,

denn

denn ihr Geliebter allein war in Gefahr: ihre Furcht verdoppelte sich, und ihre Traurigkeit schlug Elenors Muth nieder. Ihres Liebhabers Kräfte waren durch die starke Anstrengung nicht erschöpft; aber sein Muth wurde durch den Schmerz geschwächt, daß er alles was er liebte, nochmals verlassen muste. Doch muste er sich aus ihren Armen reissen, und seiner Verzweiflung, Azelinens Thränen ohneracht, ist Elenor abermals mitten in den Fluthen. Er schwamm allein, und doch schien er mit einer schweren Last beladen zu seyn. Bey seiner ersten Reise erleichterte das Vergnügen, seine geliebte Azeline zu tragen, seine Farth; die Traurigkeit die er in seinem Herzen mitnahm, schien ihn bey weitem mehr zu beschweren, als die kostbare Last, die er am Ufer abgelegt hatte.

Unterdeß kam Elenor in seiner Wüste an, so wie Azeline in ihrer traurigen Einöde blieb. Nach den Gefahren, die beyde ausgestanden hatten, blieb ihnen sonst nichts übrig als der Verdruß der Abwesenheit. Dies war zu viel, und ohne Zweifel wären sie darunter erlegen, hätte nicht die Hofnung, die den Muth gebiert, ihnen Kraft zum Widerstande gegeben.

Unterdeß ruhte Morians Feindschaft nicht. Ephise hatte ihm nicht ohne Grund beschuldigt, daß er mit einem strafbaren Vorhaben schwanger gienge. Kaum hatte Elenor Azelinen verlassen, als er einen arglistigen Brief von ihm erhielt, der ohngefähr in diesen Ausdrücken abgefaßt war:

Ver-

Vergebung, mein lieber Elenor, wegen des Verdrusses, den ich Dir verursacht habe. Es ist meine Pflicht Dich zu trösten, nachdem ich Dich verfolgt habe. Kann irgend etwas mein Verfahren entschuldigen, so ists dies, daß ich Dein Nebenbuhler war: aber ich schäme mich meiner Verfolgungen destomehr, weil ich aus Freundschaft gegen eine Undankbare grausam gegen Dich war. Ich habe Dich um Azelinen gebracht, ohne sie zu gewinnen; denn ich muß Dir melden, daß die Treulose meiner Liebe blos darum widerstanden hat, um die Deinige zu verrathen. Ich wollte sie meineydig machen: sie ists, aber nicht mir, sondern einen andren zu gefallen. So hat sie zwey Personen unglücklich zu machen gewust; und ich bin es selbst um desto mehr, da zu dem Verdrusse, daß ich nicht geliebt werde, noch die Gewissensbisse kommen, daß ich ungerecht gegen Dich gewesen bin.

Man kann leicht denken was dieser Brief Elenorn für Verdruß verursacht haben würde, wenn er nicht im voraus davon unterrichtet gewesen wäre. Jetzt diente er blos dazu, daß sein Haß gegen den Morian, und seine Liebe gegen Azelinen dadurch verstärkt wurde. Morian merkte zwar da er schrieb, daß sein Betrug bald an den Tag kommen würde: aber es war doch ein möglicher Fall, daß sich Elenor in der ersten Hitze seiner Verzweiflung überließ: übrigens wuste er wenigstens gewiß, daß er ihm einen flüchtigen Verdruß verursachen würde, und man hat gesehen, daß dergleichen kleine Grausamkeiten

keiten dem Charakter Morians eigenthümlich waren. Jeder Verdruß den er den beyden Verliebten verursachte, war ein Vergnügen für ihn.

Da aber Elenor und Azeline sich keinem Menschen anvertrauen konnten, so waren sie genöthigt, alle Kräfte ihrer Erfindungskunst aufzubiethen, um einander ihre verliebten Gedanken mitzutheilen. Sie erfanden verschiedne Listen einander zu schreiben, und sie mußten die Mittel oft verändern, um nicht entdeckt zu werden. Endlich richtete Elenor, er mochte nun entweder gehört haben, daß man vorzeiten einige Vögel zu treuen Bothen der Liebe gebraucht hätte, oder die Liebe, die immer erfinderisch ist, mochte ihm den Einfall eingegeben haben; genung, er richtete eine junge Taube ab, und lehrte sie ein Liebesbriefgen in den Schnabel zu nehmen, und es Azelinen vorsichtig zu überbringen. Die zärtliche Taube ist der Vogel, den die Dichter der Göttin Venus beylegen. Er ist desto geschickter Verliebten Dienste zu leisten, weil er die Liebe stärker empfindet.

Dieser treue Bothe diente Azelinen und Elenorn lange Zeit mit gutem Erfolg, endlich aber entdeckte Morian die List der beyden Verliebten, es mochte nun entweder der Zufall seinem eyfersüchtigem Haße Licht davon gegeben, oder er mochte es durch Verrätherey erfahren haben. Er stellte Spionen aus, lauerte selbst auf; und entdeckte gar bald vermittelst seiner eignen Augen, wie und um welche Stunde die verliebte Bothschaft vor sich gieng.

Diese Entdeckung brachte den Tyrannen auf ein Projekt, das seiner vollkommen würdig war. Ein solcher Einfall konnte nur einem Morian in den Kopf kommen, der, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Detail der Grausamkeit so gut verstund. Er bewafnete sich mit einer Flinte, und lauerte dem Vogel auf seinem Wege auf. Zwar hätte er Azelinen in dem Augenblicke, indem sie den Brief erhalten hätte, überfallen können; aber er wäre mit sich selbst nicht zufrieden gewesen, wenn er beym Auffangen der Bothschaft, den unschuldigen Bothen nicht getödtet hätte. Er lauerte ihm also auf dem Wege auf: er ertappt ihn, der Barbar zielt nach ihm, er drückt loß, und das Bley verwundet den Vogel tödlich. Unterdeß da er nicht auf der Stelle starb, fiel er noch lebend vor Morians Füße hin. Der zärtliche Vogel hatte das Briefgen noch immer in seinem Schnabel; des Todes ohneracht der sich seiner allmählich bemeisterte, schien er es fester zu halten; Morian konnte es ihm nicht entreissen, und erst sterbend ließ der Vogel seinen Brief fahren.

Morian war eben so erfreut, daß er den Vogel getödtet hatte, als frech den Brief, den er brachte, aufzufangen. Unter allen Billets, die Elenor geschrieben hatte, bedurfte dies die gröste Geheimhaltung. Einer so schmerzlichen Abwesenheit überdrüßig, drang er in Azelinen, ihr ein Ende zu machen, und schrieb in diesen Worten an sie: Mein Leiden dauert allzulange, meine theuerste

Azeline; dich besitzen oder sterben, dies ists, was dir Elenor gelobt. Laß uns alles wagen. Kennst du ein Unglück, das größer ist als die Abwesenheit? Laß uns diese Insel, dieses Geburtsland verlassen, um der Rache unsres Verfolgers zu entfliehn. Wir wollen ein Land aufsuchen, wo die Liebe der Grausamkeit der Tyrannen nicht ausgesetzt ist. Wir wollen unsre Gelübde vor die Altäre bringen; der Himmel wird unsre Schwüre annehmen, und wir werden unter seinem Schutze glücklich leben. Ach! meine zärtliche Azeline, diese Vorstellung muß uns reitzen allen Gefahren Trotz zu bieten. Die Liebe giebt mir diesen Anschlag ein; sie wird ihn gelingen lassen. Nur ein Wort, meine theure Azeline; und dies Wort sey so wie ich es wünsche, wie ich es von deiner Liebe und deinem Muth erwarte.

Das Vergnügen das Morian darinnen fand dies Projekt zu vereiteln, verursachte, daß er nicht die geringste Regung von Unwillen empfand. Er las den Brief noch einmahl, um einen Entwurf zu seiner Rache zu machen. Er dachte auf die Verfolgung mit dem innigen Vergnügen, das man empfindet, wenn man jemanden glücklich machen will.

Während daß Morian von dieser Begebenheit Vortheil zu ziehen suchte, erwartete die zärtliche Azeline den Brief, den er aufgefangen hatte, an dem gewöhnlichen Orte. Die Stunde war vorüber, und doch kam der Vogel nicht. Sie saß

unten an dem Baume, auf welchem er sich nieder-zulassen pflegte. Da sie von dem geflügelten Bothen nichts sahe und hörte, besorgte sie, sie möchte den Baum verwechselt haben. Aber es war der nehmliche Ulmbaum, auf welchem er sich aufhielt, um sich den verliebten Brief, den er im Schnabel trug abnehmen zu lassen. Die bekümmerte Azeline rief ihn durch ihre Wünsche, durch ihre Seufzer herzu: aber nichts ließ sich sehen. Ach! wenn Elenor aus Nachläßigkeit nicht geschrieben, wenn die Taube sich unterwegens aufgehalten hätte! Aber Elenor ist so accurat, und die Taube so treu! Azeline, die kaum athmen konnte, stieg auf eine Anhöhe; sie konnte gut in die Weite sehen; der Himmel war hell, und doch zeigte sich der geliebte Vogel nicht. Azeline ganz ausser sich stieg in die Ebne hinab, lief noch einmahl mit einem Schimmer von Hofnung auf den Baum zu, kam bey ihm an, sahe nichts, und fiel gleichsam vor Müdigkeit auf den Rasen hin.

In dieser grausamen Gemüthsunruhe überfiel sie die Nacht, eine Nacht die noch schrecklicher war als der vorhergehende Tag. Den folgenden Tag graute die Morgenröthe noch nicht am Horizont, als Azeline schon beym Baume war. Wie wurde dieser unglücklichen Verliebten, da sie den Tag abermals zu Ende gehen sahe, ohne den Vogel wahrgenommen zu haben! aber was sie den Tag vorher ausgestanden hatte, das stund Elenor an diesem Tage aus; denn er hatte eine Antwort erwartet,

die er nicht erhalten sollte. So wurden diese beyden Liebenden gequält, und Morian tröstete sich über Azelinens Abweisung, durch den Verdruß den er ihr verursachte.

Ohne seine Gesinnungen in Ansehung ihrer zu ändern, entschloß er sich ganz unvermuthet ein andres Betragen anzunehmen. Da er dafür hielt die Schwierigkeit einander zu sehen, würde ihre Liebe nur verstärken, faßte er den Entschluß sie wieder zusammen zu bringen: er glaubte an seiner Rache weit sichrer zu arbeiten, wenn er seinen Haß unter dem Schleyer der Freundschaft verbürge. Er bath sie das Vergangne zu vergessen, und erlaubte ihnen, sich ihrer Liebe zu überlassen; er verbarg seine wahren Gesinnungen so gut, daß die großmüthige Esphise ihm mit Freudenthränen dankte; und, um allen Verdacht vollends zu entfernen, erlaubte ihr Morian, eine genaue Freundschaft mit Azelinen zu errichten.

Nachdem er eine lange Zeit hatte hingehen lassen, um sie in ihrem Zutrauen und ihrer Sicherheit zu bestärken, bestrebte er sich ihnen Hindernisse uud Verdruß zu erregen. Eines Tags beredete er seine Schwester mit Azelinen eine etwas weite Lustfarth auf dem Flusse vorzunehmen. Azeline hatte sich seit einigen Tagen ein Kleid nach ihrer eignen Erfindung machen lassen; und Morian ließ insgeheim ein vollkommen ähnliches verfertigen, um sich dessen so zu bedienen, wie man bald sehen wird.

Während dieser Spatzierfarth ließ er Elenorn zu sich kommen, unter dem Vorwande, mit ihm

wegen seiner Verheyrathung mit Azelinen zu sprechen. Kaum hatten sie die Unterredung angefangen, so kam ein Mann, den Morian dazu angestiftet hatte, ganz ausser Athem und mit allen Zeichen der höchsten Betrübniß gelaufen. Morian fragte ihn mit lauter Stimme, um eine Antwort zu bekommen, die er ihm selbst eingegeben hatte; und dieser Mann, der eine Art von Matrose war, erzählte in Elenors Gegenwart, als er sich am Ufer des Flusses befunden, habe eine junge Person, die bey Seite gegangen wäre, um sich mit einer Freundin zu baden, das Unglück gehabt zu ertrinken, und er brächte hier ihr Kleid, um zu sehen, ob man sie etwann daran erkennen könnte.

Bey diesen Worten breitete er das Kleid aus einander, das Morian selbst hatte machen lassen, und Elenor, der es zu erkennen glaubte, rief plötzlich aus; Azeline! Azeline ists! Morian stellte sich an seinem Theil äußerst betrübt, und da er sahe, das Elenorn schlimm werden wollte, sprach er ihm liebreich zu, und ließ ihn nach Hause bringen, und sagte dabey, er würde die Pflege die man ihm erweisen würde, so ansehen als ob man sie ihm selbst erzeigte.

Während daß Elenor, den man nach Hause gebracht hatte, sich seiner Verzweiflung ganz überließ, eilte Morian zu Azelinen und Ephisen. Er verfolgte seinen Entwurf, und spielte bey Azelinen die Rolle, die er vor Elenorn gespielt hatte, er beredete sie nehmlich, sie habe ihren Liebhaber verlohren.

lohren. Man stelle sich Ephisens Betrübniß, und Azelinens Verzweiflung vor. Morian schien nicht weniger bekümmert zu seyn: er schien blos auf Mittel zu sinnen diese trostlose Verliebte aufzurichten. Endlich beredete er Ephisen, Azelinen auf ein Landguth zu führen, um sie von ihrer Betrübniß abzuziehn: und diese beyden Freundinnen, die an Morians Redlichkeit nicht länger zweifelten, begaben sich mit einander auf ein Landguth, das dieser leztre in einiger Entfernung von der Stadt besaß.

Azeline die in Traurigkeit ganz versenkt war, folgte Ephisen ohne weder Ja, noch Nein zu sagen, sie hatte kein Verlangen, hatte keinen Willen mehr. Ihr Auge war trocken; die Quelle ihrer Thränen schien vertrocknet zu seyn; ihre Stimme brachte keinen vernehmlichen Ton mehr hervor; man hätte sie für stumm und unempfindlich halten sollen. Den folgenden Tag stund sie mit einem lächelndem Gesicht, aber mit verwirrten Augen auf, gieng zu Ephisen und sagte zu ihr: ich habe ihn gesehen, Elenor wird gleich kommen, ich habe mit ihm gesprochen, – – sehen Sie ihn? er liebt mich noch immer. Auf diese falsche Freude folgten fürchterliche Verzückungen; mit einem Worte Ephise befürchtete Azelinens Organen möchten durch den Schmerz auf immer in Unordnung gebracht worden seyn. Dieser Anfall von Wahnwitz kam oft wieder, und in den Augenblicken, in welchen sie den Gebrauch ihrer Vernunft wieder bekam, wurde ihr Herz am heftigsten gequält.

Ephise hätte ihre Freundin gern trösten wollen; aber wie konnte es ihr gelingen, sie dahin zu vermögen, daß sie ein Unglück vergessen hätte, das ihr selbst immer im Gedächtniß schwebte. In dem Augenblicke, wo sie Azelinen rieth ihre Betrübniß zu verbannen, schien sie selbst eben niedergeschlagen zu seyn. Oft gieng sie mit einer erkünstelten Ruhe zu ihr, um sie zu ermahnen, daß sie Elenorn vergessen möchte, und am Ende weinte sie immer mit ihr.

Morian der oft Zeuge ihres Schmerzes war, wurde dennoch nicht gerührt. Er konnte leicht merken, daß der Zufall seinen Betrug endlich entdecken könnte; aber er suchte die Zeit zu nutzen, und wollte dadurch Azelinens und Elenors Verheyrathung verhindern; dies war sein großes Projekt.

Es kam ihm ein dunkles Gerücht zu Ohren, welches darauf hinauslief, es glaublich zu machen, daß hinter Elenors Geburt etwas geheimnißvolles steckte. Es fanden sich Leute die ihre besonderen Gedanken über dieses Gerücht hatten: man machte verschiedne Auslegungen darüber; und gewisse Personen, denen der Antheil bekannt war, den Morian an dieser Sache nähme, beredeten ihn, man vermuthe, daß Elenor ein naher Verwandter von Azelinen sey. Diese Entdeckung machte unsrem Morian ein großes Vergnügen, denn er glaubte darinnen ein starkes Hinderniß der Heyrath zu sehen, die er gern hintertreiben wollte. Er forderte dem unglücklichen Elenor unter einem gewissen

Vor-

Vorwande seine Familien Nachrichten ab, und übergab sie insgeheim einem Rechtsgelehrten zur Untersuchung.

So große Mühe er sich indessen gab sein Verfahren zu verbergen, so verschafte doch der Zufall der dienstfertigen Ephise eine Veranlassung, abermals einen Verdacht in seine Aufrichtigkeit zu setzen. Sie glaubte eines Tags zu bemerken, daß ein Brief, den sie eben erhalten hatte, schon vorher wäre gelesen worden. Von diesem Augenblicke an befürchtete sie einen neuen listigen Streich, und die Untersuchungen, die sie sogleich anstellte, um ihrer Besorgnisse loß zu werden, dienten blos dazu, sie noch mehr darinnen zu bestärken. Weil sie nun in dieser Ungewißheit nicht länger leben konnte, reiste sie endlich insgeheim ab, ohne Azelinen etwas davon zu sagen, um sich in der Stadt selbst nach Elenors Geschichte zu erkundigen. Das was sie davon erfuhr, erfüllte sie mit Unwillen gegen ihren Bruder, und erregte die angenehmste Hofnung in ihrem Herzen. Elenor sollte noch leben! Azeline könnte noch glücklich werden! Alle Wünsche ihres Herzens wären also erfüllt. Sie eilte mit dem zärtlichsten Eyfer in Elenors Haus. Elenor war noch am Leben; aber was war das für ein Leben, das dieser unglückliche Liebhaber führte! Um die tiefe Betrübniß zu schildern, in die ihn Azelinens vorgeblicher Tod versenkt hatte, darf ich blos die Stellung beschreiben, in welcher ihn Ephise bey ihrer Ankunft überraschte. Er lag auf einen Sopha hingestreckt, und gegen ihm über hieng ein Azelinens

Portrait; er sahe blaß, mager, sterbend aus. Vom ersten Augenblicke an hatte er diese Stellung nicht verändert, und kein Auge von dem Gemählde verwendet. Er hatte geschworen, keine Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, und so über der Betrachtung dieses angebeteten Bildes zu sterben.

Da Ephise zu ihm hinkam, war er unbeweglich, und seine Augen waren beynahe erstorben. Ephise die voll Freuden war, daß sie ihn wiederfand, aber über diesen schrecklichen Todeskampf erschrack, sagte mit einer für Furcht und Vergnügen zugleich bebenden Stimme zu ihm: Elenor, ich bins, ich bin Ephise. --- Elenor antwortete ihr ohne seine Stellung und Gebehrden zu verändern, mit einer kaum vernehmlichen Stimme; --- Sie ist nicht mehr: ich sterbe. --- Ephise näherte sich ihm etwas mehr, fieng an bitterlich zu weinen, und rief: Leben Sie, Azeline lebt noch. --- Bey diesen Worten kehrte er sich um, und sagte mit einer etwas schwächern Stimme zu Ephisen, sie lebt! --- Ja antwortete sie, Azeline ist noch die Ihrige.

Elenor befürchtete, man möchte ihn hintergehen, um ihn wieder zum Leben zu bringen; er befürchtete, man möchte blos seine Quaalen verlängern wollen. Er entdeckte Ephisen den Entschluß den er gefaßt hatte, keine Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, und erklärte ihr, daß er sich nicht entschlüssen könnte, seinen Schwur zu brechen, als nachdem er Azelinen mit seinen eignen Augen ge-

sehen haben würde. Man muste ihm seinen Willen schon machen. Ephise war durch das Vergnügen Elenorn wieder zu finden, und durch die Hofnung ihn glücklich zu machen über alles getröstet. Dieses zärtliche Mädchen war dergestalt entzückt, sie empfand eine so lebhafte und innige Freude, daß sie bey einer neuen Untersuchung ihrer selbst, im Begriff war, sich nochmals einer eigennützigen Liebe zu beschuldigen; sie befürchtete, sie möchte, ohne es zu wissen, die Nebenbuhlerin ihrer Freundin seyn. Unterdeß da sie ihr Herz fragte, fand sie, daß ihr brünstigster Wunsch, daß ihr einziges Verlangen darinnen bestünde, Elenorn wieder in Azelinens Armen zu bringen. Sie sahe zwar, daß sie immer die zärtlichste Freundschaft gegen Elenorn haben würde: aber sie sahe auch, daß sie Azelinen beständig liebte, und diese Ueberzeugung beruhigte sie über ihre Neigung.

Ephisens Freundschaft war keiner Furcht fähig. Sie achtete ihres Bruders Zorn so wenig, daß sie Elenorn zu ihrer Freundin bringen ließ; doch trug sie Sorge, dieselbe auf diese Zusammenkunft vorzubereiten. Azelinens Sinnen, die durch den Gram so sehr geschwächt worden waren, würden vielleicht eine so große Freude nicht ausgehalten haben, wenn ihr Gemüth nicht allmählig dazu wäre gestimmt worden.

Ich wage nicht hier das Glück der beyden Verliebten zu beschreiben: da ich ihre Betrübniß geschildert habe, so konnte man sich ihre Freude schon

im

im voraus vorstellen. Die Nachricht davon gelangte bald zu Morians Ohren, der sich, von Zorn entflammt, zu ihnen begab. Er überhäufte Ephisen mit den schimpflichsten Vorwürfen. Ehe er sie verließ, glaubte er seine Rache erfordre es, den beyden Verliebten anzukündigen, daß Hymens Tempel auf ewig für sie verschlossen sey.

In dieser Absicht ließ er sogleich die Rechtsgelehrten holen, denen er aufgetragen hatte zu untersuchen, ob Elenor nicht ein naher Verwandter von Azelinen wäre, wie man ihm Hofnung gemacht hatte, die aber, zum Unglück für ihn, nach langen Untersuchungen, das gefunden hatten, was er nicht suchte. Da er ihnen befahl, das was sie von Elenors Herkunft herausgebracht hätten, mit lauter Stimme bekannt zu machen, so ersuchten sie ihn, er möchte aus Achtsamkeit gegen sich selbst, ihnen erlauben zu schweigen: Morian aber durch den Zorn geblendet, befahl ihnen von neuem, und in einem drohenderem Tone, zu sagen, was sie durch ihre Untersuchungen herausgebracht hätten.

Wie sehr erstaunte die ganze Versammlung, da man erfuhr, daß vermittelst der angestellten Untersuchungen eine ausserordentliche Vertauschung entdeckt worden wäre. Durch eine nach allen Umständen beschriebne Geschichte, die sich auf glaubwürdige Schriften, und unleugbare Zeugnisse gründete, bewieß man Morianen, daß er blos ein untergeschobnes Kind, und Elenor selbst Ephisens wahrer Bruder wäre. Bey dieser Nachricht, die

den Morian zu Boden zu schlagen schien, wurde Ephise wegen ihrer Neigung völlig beruhigt, eilte in Elenors Armen, und rief aus: Mein Bruder! --- Während daß Elenor, Azeline und Ephise sich den Ausbrüchen ihrer Freude überliessen, blieb Morian stumm und betäubt. Wenn dies Geheimniß auskam, so verlohr er Vermögen und Rang. Die beyden Verliebten, vergnügt über das Glück mit einander zu leben, trieben die Großmuth so weit, daß sie ihm den Vorschlag thaten, er sollte seinen vorigen Stand behalten. Da aber die Einwohner der Insel diesen Vorfall erfahren hatten, wollten sie nicht darein willigen, ihm eine Würde zu lassen, die er so oft gemißbraucht hatte, und übertrugen sie dem großmüthigen Elenor gleichsam wider seinen Willen. Unterdeß setzte man Morianen auf das Bitten der beyden Verliebten, und ihrer Schwester Ephise in glückliche Umstände. Azeline und Elenor bestätigten die Vereinigung ihrer Herzen durch das Siegel der Ehe. Sie lebten glücklich und einander treu; und um ihr Glück, das, welches der Lohn ihrer Tugenden war, vollkommen zu machen, starben sie beyde an einem Tage. Ihre Geschichte erhielt sich unter ihren Mitbürgern, und man sprach ihren Namen nie aus, ohne zugleich ihr Andenken zu segnen.

Die Rechtsbelehrung.
Anekdote.

Neulich war ich bey einem meiner Freunde, einem Advocaten Zeuge von einer Rechtsbelehrung, die mir sehr sonderbar vorkam. Ich befürchte, sie möchte ein Familiengeheimniß bleiben; und da ich denke, ein guter Bürger müsse dem Publikum nie etwas entziehn, das ihm zur Belehrung oder zum Zeitvertreib dienen kann, so will ich ihm diese Anekdote erzählen.

Sie betrift zwey Brüder, die, ohne eben sehr reich zu seyn, dennoch große Ursache hatten mit dem Glück besser zufrieden zu seyn, als mit der Natur; denn diese hatte sie beyde als eine wahre Stiefmutter behandelt. Der Aelteste war beynahe von seiner Geburt an taub, und der jüngste blind; sie hatten folglich blos zwey gute Ohren, und zwey gute Augen an sich. Dies war nicht genug: und dies war es eben was ein Nachbar in Erwegung zog, ein Original von dem ich Ihnen zwey Worte sagen muß, denn er spielt eine Rolle in dieser Geschichte. Dieser Mann ist eigentlich weder Oculist, noch Arzt, noch Chirurgus; aber er ist dies alles zugleich, und noch viel andres mehr. Er besitzt Geheimnisse, vielleicht gar zauberische Mittel; mit einem Worte, er treibt keine Kunst, und mischt sich doch in alles. Er sieht keinen Kranken, ohne

Lust

Lust zu bekommen ihn zu heilen; und dies nicht etwan aus Eigennutz; müste es seyn, so würde er seine Kranken selbst bezahlen. Es geschieht nicht einmal aus Wohlthätigkeit, sondern lediglich zum Vergnügen; er curirt gern, so wie andre gern Heyrathen stiften.

Kaum hatte er die beyden Brüder kennen gelernt, so setzte er sichs schon in den Kopf, sie zu heilen. Den Anfang machte er damit, daß er sie grüßte, wenn er ihnen begegnete: er erwieß ihnen viel Höflichkeit; er spähte alle Gelegenheiten aus, wobey er ihnen kleine nachbarliche Dienste erzeigen konnte. Bald hielt er sie im Vorbeygehen auf, um mit ihnen zu schwatzen, hierauf kamen Höflichkeits=besuche; endlich da er alles gehörig vorbereitet hatte, bath er sie, sie möchten so gut seyn, und sich von ihm heilen lassen; aber er bath sie mit der furchtsamen Unruhe, die durch ein starkes Verlan=gen erhört zu werden hervorgebracht wird. Er both seine Dienste so an, wie ein würklicher Lieb=haber eine Liebeserklärung thut: Sie wurden an=genommen, und was am erstaunungswürdigsten ist, so glückte diesem verteufelten Manne sein Vorha=ben. Was für Mittel er anwendete, weiß ich nicht: aber so viel weiß ich gewiß, daß an dem nehmlichen Tage, an welchem der Jüngste deutlich sahe, der Aelteste vollkommen gut hörte. Aber nun die Folgen dieser beyden erstaunungswürdigen Curen.

Der Jüngste hatte, ob er gleich blind war, mit einem jungen Mädgen Bekanntschaft gemacht,

das

das oft mit ihm schwatzte. Dieses junge Mädgen hatte eine so sanfte wohlklingende Stimme, so feine Organen, daß er sich darein verliebte. Er brachte es so weit, daß er wieder geliebt wurde; und er konnte sich mit Recht glücklich nennen: denn da er fast beständig bey ihr seyn konnte, so hatte er keine Zeit Langeweile zu haben. Ach! der arme Schelm verlohr bey Wiedererhaltung des Gesichts zugleich sein ganzes Vergnügen, weil diese junge Person, deren Organen sein Herz verliebt machten, weder artig, noch gut gebildet war. Diese Häßlichkeit war vorhin für ihn nicht da, weil er sie nicht sahe: was sage ich? er betrachtete seine Geliebte mit den Augen der Einbildungskraft, und sahe sie schön; die Reitze ihrer Stimme verbreiteten sich über ihre ganze Person. Jetzt hat sie für ihn sogar die Annehmlichkeit ihrer Organe verlohren. Das was er jetzt sieht, verdirbt das was er hört. Täuschung, Würklichkeit, alles hat der arme Sehende verlohren.

Nun zur Geschichte des Aeltesten. Ich habe schon gesagt daß er völlig taub war: der Sinn des Gehörs war für ihn schlechterdings ein Nichts. Auch er hatte sichs einfallen lassen zu lieben: aber seine Geliebte, war der Geliebten seines Bruders ganz und gar nicht ähnlich. Es war die reizendste Gestalt von der Welt. Er konnte sie nicht hören, aber er fand so viel Vergnügen wenn er sie ansahe, daß er nicht Zeit hatte etwas weiter zu verlangen. Uebrigens sagten ihm zwey schöne Augen, daß er geliebt würde; was brauchte er weiter mehr zu

wissen?

wissen? Mit einem Worte, er hatte das Glück sie in allen Stücken vollkommen zu finden, als dieser Zauberer, indem er ihr das Gehör wiedergab, kam und ihn lehrte, daß sie dumm wäre. Jetzt hört er das, was seine Geliebte sagt, und er hört nichts als Thorheiten. Mit einem Worte, durch diese Cur hat die Geliebte ihre Schönheit verlohren: denn die Augen des Liebhabers finden sie nicht mehr artig, seitdem sein Ohr sie hört; und er hat alles Vergnügen verlohren das sie ihm verursachte.

Die beyden Brüder die einander ihren Kummer vertraut hatten, bedauerten nun die glücklichen Tage ihrer Unpäßlichkeit, und sagten zu einander: in der That, wir hattens sehr nöthig, daß dieser verwünschte Kerl sich so viel Mühe gab uns unglücklich zu machen. Kaum hatten sie aufgehört zu reden, so sahen sie die beyden Liebhaberinnen hereinkommen, die ihnen einen Besuch machen wollten. Dieser Besuch konnte ihnen nun freylich kein sonderliches Vergnügen machen. Als der ehemalige Blinde die Augen auf seine Geliebte geworfen hatte, konnte er sich nicht enthalten, bey sich selbst zu sagen: ach! wie häßlich ist sie! Und da die Geliebte des Bruders beym Eintritt ihm ihr Compliment gemacht hatte, sagte er ganz leise zu sich selbst: Ach! wie dumm ist sie! wenn ich sie nicht sähe, setzte jener hinzu, so würde ich sie artig finden. Wenn ich sie nicht hörte, sagte dieser, so würde sie immer reitzend seyn. Umsonst hielt sich der jüngste die Augen zu, er sahe die Häßlichkeit

seiner Geliebten doch immer; vergebens stopfte sich der Aelteste die Ohren zu, er hörte seine Geliebte doch immer, sogar wenn sie nicht redete. Man kann leicht denken daß der Besuch kurz, und die Unterredung eben nicht lebhaft war. Die beyden Geliebten giengen sehr mißvergnügt fort. Sie glaubten nicht, daß sie weniger liebenswürdig wären; sondern sie dachten, jeder von den beyden Liebhabern wäre stolzer worden, da er den ihm fehlenden Sinn wieder bekommen hätte; und der Abschied war von beyden Theilen sehr frostig. Die beyden Brüder aber konnten ihren Verdruß nicht bey sich behalten; sie suchten ihren dienstfertigen Arzt auf, führten bittre Klagen über ihre Heilung, und wurden böse auf ihn; und dieser, der ins tiefste Nachdenken versunken war, beobachtete ein gänzliches Stillschweigen, und sagte endlich mit großer Gelassenheit: So wahr ists, daß man die Glückseligkeit des Menschen nicht immer vergrößert, wenn man gleich die Mittel des Genusses um ihn her vermehrt.

Diese philosophische Betrachtung, deren sie sich nicht versahen, setzte die beyden Brüder in einen entsetzlichen Zorn. Das ist doch in der That eine vortrefliche Art uns zu trösten, riefen sie aus, daß man uns eine frostige moralische Anmerkung vorsagt, die unsren Geliebten nimmermehr weder Schönheit noch Verstand wiedergeben wird.

Sie verliessen ihn, und eilten zu meinem Freunde, dem Rechtsgelehrten, um sich zu erkundi-

gen, ob sie nicht berechtigt wären, diesen Mann gerichtlich zu belangen, und eine ansehnliche Entschädigung zu fordern: denn mit einem Worte, sagten sie, er hat uns mehr Böses zugefügt, als wenn er uns um unser Vermögen gebracht hätte. Man kann die Antwort des Rechtsgelehrten vielleicht errathen: er sagte zu ihnen, daß die Gesetze den Fall, in dem sie sich befänden, nicht vorher gesehen hätten; und die beyden Brüder verliessen ihn eben so mißvergnügt, als ob er jedem einen Sinn mehr gegeben hätte.

Beym Fortgehen erhuben sie einen großen Lerm, schrien, es gäbe keine Gerechtigkeit mehr unter den Menschen; und beschuldigten ihren Arzt öffentlich der Grausamkeit, der sie, an seinem Theil, der Undankbarkeit beschuldigte. Was mich betrift, so veranlaßte diese Begebenheit sehr ernsthafte Betrachtungen in mir; endlich sagte ich ganz leise: Gütiger Gott! sollte ich mich jemals in der Lage befinden, in welcher diese beyden ehrlichen Leute waren, so bewahre mich vor den Aerzten.

Constantia

oder

die tugendhafte Reue,

Anekdote.

Constantia wurde zu Paris von sehr armen Eltern gebohren. Es schien als hätte sie die Natur wegen des Vermögens entschädigen wollen; sie gab ihr Schönheit. Aber dieses kostbare Geschenk verschaft einer jungen Person zwar Mittel zum Wohlstande; allein es vermehrt auch die Gefahren um sie her. Sie war in der Armuth gebohren, ihre Erziehung war daher vernachläßigt worden: sie war artig, folglich dem Angaffen und Nachlaufen ausgesetzt; sie lebte zu Paris, das heißt mitten unter allen Verführungen, auf einem weiten Schauplatz, wo einem bey dem Anblick des Genusses die Entbehrung desto empfindlicher ist. Man kann sich leicht vorstellen, wie viel Muth, in einer solchen Lage dazu gehört, um nicht nach Reichthum begierig zu seyn, oder wie viel Glück, um ihn auf eine unschuldige Art zu erwerben. Dieser Muth und dies Glück fehlten Constantien: Sie konnte so viele Klippen nicht vermeiden: oder sie wurde sie vielmehr erst nach ihrem Schiffbruche gewahr. Die übien Folgen der ersten Schwachheit nöthigen zu einer zweyten; und gar bald achtet man nicht mehr

auf

auf die Zahl derselben. Man hat die Keuschheit unter dem Bilde einer steilen, unzugänglichen Insel abgeschildert, in die man nicht mehr zurückkommt, wenn man einmal heraus ist. Man könnte hinzusetzen, daß, wenn man einmal heraus ist, es beynahe gleich viel gielt, ob man hundert, oder einige tausend Meilen davon hinweg ist. Sobald man auf dem Wege ist, hält man sich nicht mehr auf; und scheint sich damit zu trösten, daß man bey sich selbst sagt: man verliehrt die Keuschheit nur einmal.

Constantiens Liebeshändel machten Aufsehen; die ganze galante Welt sprach von ihr. Ihre Schönheit erregte Begierden nach ihr, und ihr Geist machte ihren Umgang angenehm. Ihre Laufbahn war eben so glänzend als schnell. Constantia besaß einen natürlichen Verstand, der fähig gewesen wäre alles zu ergründen: wenn sie nicht vermöge des Zustands, in welchem sie lebte, jene Trunkenheit empfunden hätte, die das Vermögen nachzudenken benimmt. Constantia hatte von der Natur eine von den lebhaften und glühenden Einbildungskräften bekommen, die fähig sind Laster und Tugenden zu übertreiben. Nichts unterdrückte ihre Begierden; nichts hinderte ihren Genuß. Aber sie hatte auch vortrefliche Eigenschaften an sich; sie besaß Empfindsamkeit, und sogar Aufrichtigkeit: sie gab gern, nicht um zu verschwenden, sondern um nützlich zu seyn: mit einem Worte, ihre Geschenke rührten von ihrer Wohlthätigkeit, und nicht von ihrer Verschwendung her.

Mitten in ihrer nicht sonderlich erbaulichen Laufbahn, gebahr Constantia eine Tochter, die des Mitleids empfindsamer Herzen höchst würdig ist. Dies unschuldige Geschöpf wurde durch die Gesetze verworfen; und wenn die Gesetze sie verliessen, so war kein Beschützer, kein Mensch in der Welt im Stande sie wieder in ihre Rechte einzusetzen: sie wird ohne Schutz bleiben, wenn sie aus dem mütterlichen Schooße gestoßen wird. Aber obgleich dies Kind berechtigt war seiner Mutter seine unehliche Geburt vorzuwerfen, so wollte sie wenigstens nicht, daß es ihr eine noch strafbarere Verlassung vorrücken könnte. Sie wählte eine Amme, und vertraute ihr Lucetten an. Diesen Namen hatte man ihrer Tochter beygelegt. Der Wirbel der sie fortriß hinderte sie nicht für sie zu sorgen, oder wenigstens Achtung auf sie zu geben. Sie hatte sie aufs Land schicken wollen, nicht um sie von sich zu entfernen, sondern um sie eine gesundere Luft athmen zu lassen. Sie erhielt wöchentlich mehrmals Nachricht von ihr; oder wenn sie nicht einlief, holte sie sich sie selbst. Nichts wurde vernachläßigt, was entweder zu ihrer Gesundheit, oder zu ihrer Erziehung erforderlich war, aber da sie im Alter zunahm, empfand Constantia Unruhen, die sie nicht unterdrücken konnte. Was sage ich? Von dem Augenblick an, da sie Mutter worden war, war eine Veränderung in ihrem Gemüthe vorgegangen. Die Zärtlichkeit die sie gegen ihre Tochter empfand, veranlaßte sie zu ernsthaften Betrachtungen über den Zustand in den sie sie setzen

sollte. Sie fieng an über die Unregelmäßigkeit ihrer Aufführung zu erschrecken, wenn sie betrachte, daß die Schande davon zum Theil auf ihre Tochter fallen würde. Aber wie! wenn sie in die nehmlichen Fehler gerathen, und durch ihre schlechte Aufführung das Vorurtheil, das sie nun verdienter Weise brandmarkte, rechtfertigen sollte? diese Furcht verfolgte sie allenthalben hin, und störte ihr ganzes Vergnügen. Endlich, es mochte nun entweder die mütterliche Liebe, zur herrschenden Leidenschaft, zur einzigen Leidenschaft ihres Herzens worden seyn, und sie ganz umgeändert haben; oder sie mochte blos nöthig gehabt haben, einen Augenblick über ihre Lebensart nachzudenken, um sie zu verabscheuen, endlich, sage ich, wurde sie über sich selbst unwillig. Sie that noch mehr: ich habe schon gesagt, daß Constantia eines festen Entschlusses, und sogar einer muthigen Handlung fähig war; aber des Projekts versieht man sich nicht, das sie zu entwerfen wagte. Sie besaß etwas weniges Vermögen; sie brachte es in Ordnung, machte alle Habseligkeiten zu Gelde, die ihr übrig geblieben waren, brach alle ihre Verbindungen ab, und entfernte sich sogar von Paris, um ganz vergessen zu werden. Von dem Augenblicke an da sie glaubte, ihre Gesichtszüge könnten sich Lucettens Gedächtnisse einprägen, besuchte sie dieselbe nicht mehr, um nicht erkannt zu werden. Doch wuste sie, in der Entfernung, so wie in der Nähe für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen. Gar bald stellte sie sich, als ob sie sich völlig fortgemacht hätte, und eine Person die ihr

 entweder

entweder aus Freundschaft ergeben war, oder die sie durch ihre Wohlthaten erkaufte, vertrat von jetzt an bey Lucetten ihre Stelle. Endlich da diese mannbar worden war, wurde sie nach Paris, zu ihrem vorgeblichen Wohlthäter geholt, der blos Constantiens Agent war.

Kaum war sie daselbst angelangt, als sich ihre Mutter ebenfalls hinbegab, ohne sich jedoch ihrer Tochter zu erkennen zu geben. Sie war nicht mehr jene glänzende Nymphe, die ihre natürliche Schönheit durch alle Reitze des Putzes zu erhöhen wuste; eine ungestalte Cornette verbarg ihr schönes niedergekämmtes Haar; plumpe Schuhe verletzten ihre zarten Füße, und ein Rock von grober Wolle versteckte mit Fleiß ihre schlanke Taille vor jedermanns Augen. Mit einem Worte, die schöne Constantia zeigte sich, in eine Bäurin verkleidet, um bey der jungen Person Dienste zu nehmen; und da sie dem angeblichen Wohlthäter Nachricht davon gegeben hatte, so nahm sie dieser sogleich an, und ließ für Lucetten und die verstellte Dienstmagd zurecht machen. Constantia die durch das Andenken und die Reue über ihr voriges Leben unaufhörlich gequält wurde, wollte Lucetten aus den Fallstricken retten, in welchen sie sich selbst hatte fangen lassen. Sie wollte das Geschäft über ihr Leben zu wachen, und ihre Jugend zu leiten, niemanden als sich selbst anvertrauen. Sie glaubte durch ihre eignen Fehler das Recht verlohren zu haben, ihr etwas von Jugend vorzureden: aber durch Hülfe ihrer Verkleidung

kleidung hofte sie ein neues Recht auf sie zu erhalten. Da sie diesen ungewöhnlichen Entschluß faßte, hatte sie ihre Gesinnungen völlig geändert; sie unterzog sich allen Pflichten des Standes, den sie gewählt hatte: mit einem Worte, sie übernahm bey Lucetten die Verrichtungen des schlechtesten Dienstbothens. Die Eigenliebe war bey ihr eine Neigung, die durch die Gewissensbisse und die mütterliche Liebe auf immer erstickt wurde.

Constantia erwarb sich Lucettens Zutrauen sehr bald: so zärtlich und eyfrig war ihre Freundschaft! Lucette hielt keinen ihrer Gedanken vor ihr geheim, und die verstellte Dienstmagd suchte sie durch ihren guten Rath zu unterrichten, betrübte sie aber nie. Sie hatte bemerkt, daß man ihr anfänglich gefallen müsse, um es hernach dahin zu bringen, daß man ihr nützlich seyn könnte. Endlich kam die Zeit, wo sich in Lucettens Herzen die Begierden anfingen zu regen. Da verursachte die mütterliche Liebe, die Constantiens Herz beherrschte, den heftigsten Kummer. Sie verdoppelte ihre Sorge und ihren Eyfer. Aber indem sie jede ihrer Handlungen aufs genauste bemerkte, schien sie ihr immer sorgfältig aufzuwarten, ohne jemals das Ansehen zu haben, als ob sie sie beobachtete. Sie schwatzte oft mit ihr, sogar über die Liebe; sie vermied es gleich sehr, sie nicht zu sehr zu unterrichten, und sie allzusehr in der Unwissenheit zu erhalten. Lucette war artig; die Liebhaber flatterten gar bald um sie her. Aber ihre Mutter wachte über sie; und sie wußte

die traurige Erfahrung, die sie sich durch ihre Fehler erworben hatte, wenigstens dazu anzuwenden, daß sie ihre Tochter den Gefahren entrückte, die ihr drohten. Bemerkte sie bisweilen, daß die Gefahr zunahm, so verbarg sie sich einen Augenblick, um ihren Thranen freyen Lauf zu lassen. Wie sehr war ihr Herz beklemmt! sie befürchtete jeden Augenblick, der Himmel möchte ihre Fehltritte, durch die Fehltritte ihrer Tochter bestrafen.

Unter dem Schwarm von Liebhabern, die Lucetten nachgiengen, und die keinen Anstand nahmen sich zu erklären, zeichneten sich zwey junge Leute aus, die liebenswürdiger, oder zudringlicher waren. Der eine von ihnen, dessen Eltern sehr reich waren, wendete sich eines Tags an Constantien, und that ihr in Ansehung Lucettens Vorschläge, die ihr mütterliches Herz beunruhigten. Sie kannte die Gefahr derselben, denn sie hatte ehemals darunter erlegen. Dieser Liebhaber erboth sich der jungen Person ein prächtiges Haus, eine Equipage, und sonst alles zu geben, was ein junges Herz verführen kann. Constantia war weit davon entfernt zur Ausführung dieses Projekts behülflich zu seyn: aber sie hielt es für gefährlicher, es Lucetten zu verschweigen, als es ihr zu entdecken. Sie wuste nur allzuwohl, daß der junge Mensch schon ohne sie Mittel finden würde, seine Anträge anzubringen. Indem sie sie selbst anbrachte, hofte sie Lucetten gegen die Verführung zu verwahren, oder wenigstens die Neigungen ihres Herzens zu ergründen.

den. Lucette, so sagte sie eines Tags zu ihr, der junge Mensch, der uns gestern gegrüßt hat, liebt Sie (bey diesem Worte wurde Lucette roth) und hat mir aufgetragen, Ihnen sehr vortheilhafte Vorschläge zu thun. Seine Lage erlaubt ihm nicht, Ihnen die Hand zu geben; aber sehen Sie, was er Ihnen anbietet, um Sie davor zu entschädigen. Hierauf machte Constantia Lucetten mit Fleiß die verführerische Schilderung von dem Glück das man ihr bestimmte. Da sie aber in ihren Augen zu lesen glaubte, daß ihr Herz dadurch gereitzt werden wollte, stürzte sie ein zärtliches Schrecken in ihre Arme, und unter einem Thränenguße rief sie aus: mein liebstes Kind! Was wollt ihr, mein Schatz, sagte Lucette ganz erschrocken zu ihr? Lucette, antwortete Constantia schluchzend mit halbgebrochner Stimme, meine theure Lucette! hüten Sie sich, daß Sie nicht in die Schlinge fallen, die man ihrer Jugend legt. Glauben Sie daß Sie nichts als Schande und Gewissensbisse davon haben würden, wenn Sie dem Vergnügen nachstreben sollten. Sie haben ein schreckendes Beyspiel davon, meine theure Lucette, (und ich werde kein Bedenken tragen es Ihnen hier anzuführen, weil der Stolz das nicht ist, was ich Ihnen einzuflößen brauche) das Beyspiel Ihrer unglücklichen Mutter. – – – – Bey diesem Worte, das Constantien entfuhr, muste ihr das Herz nothwendig brechen; aber Constantia hatte sich selbst verleugnet, und sie lebte blos in ihrer lieben Lucette. Nach einem langen Seufzer, den sie nicht unterdrücken konnte, nahm sie ihre

ganze

ganze Standhaftigkeit zusammen, und wagte es, ihr dies unordentliche Leben ihrer Mutter, ihre heftigen Gewissensbisse, und ihr klägliches Ende (denn Lucette glaubte sie wäre eine Wayse) mit den stärksten Farben zu schildern. Dies Gemählde preßte ihr einen Strom von Thränen aus. Constantia machte sich diese Rührung zu Nutze, umarmte sie, und ließ sie schwören, daß sie der Tugend beständig treu bleiben wolle. Lucetten fiel es gar nicht schwer, diesen Schwur zu thun; denn ihr Herz war rechtschaffen und empfindsam; und dieser Schwur machte ihrer unglücklichen Mutter so viel Vergnügen!

Einige Tage darauf wagte sie es in Lucettens Gegenwart einen jungen Menschen zu loben, von dem sie bemerkt hatte, daß er verliebter, und folglich furchtsamer war, als alle übrigen die ihrer Tochter aufwarteten. Er war aus einer ehrlichen Familie, die sich aber weder durch hohen Rang, noch durch Reichthum auszeichnete. Seine Gesichtsbildung hatte Constantien für ihn eingenommen: Sie hatte ihn kennen zu lernen gesucht; und da sie mit dem Erfolge ihrer Nachforschungen zufrieden war, hatte sie ihm einen freyen Zutritt bey Lucetten verstattet. Sie entdeckte mit Vergnügen, daß er bey ihrer lieben Untergebnen sehr wohl gelitten war; und endlich als sie glaubte, daß die Sache weit genug gekommen sey, sagte sie zu ihr: Lucette, endlich mußt du eine Wahl treffen. Zwey Nebenbuhler streiten sich mit einander wer dich be-

sitzen

sitzen soll. Der eine will nur dein Liebhaber seyn, aber er ist reich: der andre will dein Mann werden, aber er ist arm. Ach! meine Beste, rufte Lucette aus, ich bin überzeugt, daß ich Ihnen gefallen werde, ich will Ihnen nach ihrem Verlangen antworten: ich wähle den jungen Menschen, der arm ist. Constantia umarmte sie und weinte für Freuden. Sie verlor keinen Augenblick. Ihre Zärtlichkeit hatte alles so eingerichtet, um ihrer Tochter ein ziemlich beträchtliches Heyrathsgut zu hinterlassen. Die Eltern des jungen Menschen willigten in die Heyrath ihres Sohns, und Constantia führte die beyden Verlobten zum Altar. Lucettens Mann war Constantiens Sohn worden; er hatte, so wie sie, Theil an ihrer Zärtlichkeit. Sie verabsäumte nichts einen liebenswürdigen Mann aus ihm zu machen. Sie wollte daß er dasjenige an sich hätte, was seiner jungen Gattin gefiele, denn sie war überzeugt, daß es einer Frau weit leichter ist Rechtschaffenheit zu besitzen, wenn sie glücklich ist.

Bey dem allen glaubte Constantia noch nicht das Recht erlangt zu haben, sich dabey zu beruhigen. Ihre guten Rathschläge und ihre Wachsamkeit hatten aus Lucetten ein sittsames Mädgen gemacht: sie glaubte, daß sie nun auch eine tugendhafte Frau aus ihr machen müsse. Die Gewalt die sie über dieselbe, und sogar über ihren Mann erlangt hatte, erleichterte ihr Vorhaben. Nein, nie hatten im Taumel des jugendlichen Alters und

der

der Leidenschaften, die unzählichen Ergötzlichkeiten, die man für ihre Schönheit verschwendet, und die sie nur um den Preiß ihrer Unschuld erkauft hatte, nur einen Augenblick so viel Werth gehabt, als das Vergnügen das sie damals empfand, da sie ihre Tochter auf der Bahn der Tugend einhergehen sahe. Lucettens Treue und Zärtlichkeit machten ihrem Manne nicht so viel Vergnügen, so verliebt er auch war, als sie Constantien verursachten. Diese zärtliche Mutter dankte ihr unaufhörlich für ihre untadelhafte Aufführung: Lucettens Tugend schien nicht sowohl ein Glück für sie selbst, als eine Wohlthat für ihre Mutter zu seyn; eine Wohlthat, welche sie mit der zärtlichsten Liebe bezahlte. Sie dachte nicht mehr an den glänzenden Zustand, in dem sie sich ehemals befunden hatte; und allen Triumphen ihrer unvorsichtigen Jugend hätte sie die Erniedrigung vorgezogen, darinnen sie damals lebte. Sie schien sich über alles zu trösten, indem sie sagte: das was ich erduldet habe, wird meine Tochter nicht zu leiden haben, weil sie keine Fehler zu büßen haben wird. Wie vielmal rief sie nicht an ihrem Bette knieend, mit gen Himmel gerichteten und von Thränen benetzten Augen vor übermäßiger Freude aus: Großer Gott, wie sehr dankte ich dir für deine Gnade! Nie hätte ich geglaubt, daß ich es noch verdiente glücklich zu seyn, und doch bin ich es!

Es fehlte Constantien endlich weiter nichts, als aus Lucetten eine zärtliche Mutter zu machen.

Aber

Aber in diesem Stück verließ sie sich auf die Natur, und auf die Zärtlichkeit ihrer Tochter. Constantia hatte nichts mehr zu verlangen, daher wurde sie auch, gleich als ob sie nur für ihre Tochter gelebt hätte, nunmehro, da sie nichts mehr für ihr Glück zu thun hatte, von einer tödlichen Krankheit befallen. Lucette pflegte sie mit der zärtlichsten Sorgfalt, aber vergebens. Als Constantia sahe, daß sie sich ihrem letzten Augenblicke näherte, ließ sie Lucetten vor ihr Bette kommen; und indem sie dieselbe zum letztenmal mit dem zärtlichem Namen der Tochter nannte, sagte sie mit äußerster Rührung zu ihr: Endlich müssen wir uns trennen; ich sterbe. Aber Du bist glücklich; Du hast mich geliebt, alle meine Wünsche sind erfüllt. Lucette konnte vor Schmerz nicht reden. Mein liebes Kind, fuhr Constantia fort, mit was für Liebe hast Du mich geliebt? ---- Ach! mit der Liebe, welche die zärtlichste Mutter einflößt. Nun gut, erwiederte Constantia mit einem tiefen Seufzer, Dein Herz hatte mich also errathen! Du siehest hier die unglückliche Mutter, die gezittert hat, Dich in ihre Fußtapfen treten zu sehen. Ich habe es gewagt, Dir ihr schreckliches Beyspiel anzuführen, und Dich zu verhindern, jemals strafbar und unglücklich zu werden, wie sie. Ich glaube meinen Zweck erreicht zu haben; ich verlasse das Leben ohne Verdruß. Man stelle sich Lucettens Lage vor, die ihre Mutter in dem Augenblicke wieder findet, indem sie sich auf ewig von ihr trennen soll. Sie wirft sich in ihre Arme, benetzt sie mit Thränen, und bittet sie hundertmal

dertmal um Vergebung, daß sie sie verkannt habe. Es hat mich, erwiederte Constantia, viel gekostet, nicht, alle Sorgfalt auf Dich zu wenden, sondern Dir zu verbergen wer ich wäre. Ich bin für alle meine Opfer hinlänglich belohnt. Lebe wohl! Ich hatte mich des Namens einer Mutter unwürdig gemacht. Aber ich habe ihn durch meine Zärtlichkeit verdient: und ich getraue mich, sterbend Dich meine Tochter zu nennen.

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sie in Lucettens Armen verschied. Sie hinterließ ein Beyspiel der Wunder, welche die mütterliche Liebe hervorbringen kann; und bewieß, daß, wenn die einmal verlohrne Ehre nicht wieder hergestellt werden kann, es doch noch immer Zeit ist, zur Tugend zurückzukehren.

Innhalt.

1. Wie der Liebhaber, so die Liebe; eine moralische Erzählung. Seite 3
2. Der unglückliche Erbe, eine Anekdote. 27
3. Die unerwartete Lehre, eine Anekdote. 37
4. Die pedantische Erziehung, eine Erzählung 48
5. Welch ein Freund! oder das seltne Verfahren, eine Anekdote. 58
6. Alles kommt daher, daß man sich nicht mit einander versteht, eine Erzählung 75
7. Darinnen wird man sich nicht erkennen, eine Erzählung. 83
8. Die galante Feindseligkeit, eine Nouvelle 91
9. Die verfolgten Liebenden, eine Erzählung. 102
10. Die Rechtsbelehrung, eine Anetdote. 142
11. Constantia, oder die tugendhafte Reue, eine Anekdote. 148

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Imbert, Barthélemy

Morgenzeitvertreib, oder kleine Erzählungen

Breslau u.a. 1784

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 238-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341886-8
VD18 11760478-003